Schiller's Vater.

Ein Lebensbild

von

Oskar Brosin.

Leipzig.

Verlag von Bernhard Schlicke.
(Balthasar Elischer.)

1879.

Schiller's Vater.

Schiller's Vater.

Ein Lebensbild

von

Oskar Brosin.

Leipzig.

Verlag von Bernhard Schlicke.
(Balthasar Elischer.)

1879.

Druck von Oswald Mutze in Leipzig.

Meiner Familie

gewidmet.

Vorwort.

Unsere Zeit hat ihr Interesse unter den Persönlichkeiten, welche in die Sphäre unserer großen Dichter und Denker getreten sind, mit besonderer Vorliebe den Frauen zugewendet. Wenn man nicht müde wird von ihnen zu schreiben und zu lesen, so ist darüber mit Niemand zu rechten; nur darf die Einseitigkeit nicht so weit gehen, daß über der Bevorzugung des andern Geschlechts Männer vergessen werden, welche das dankbare Andenken der Nachwelt und Anerkennung ihres segensreichen Einflusses auf unsere Geistesheroen mindestens in gleichem Maße beanspruchen dürfen.

Ein solcher Mann war Schillers Vater. Hätte er nur den Zufall für sich, der Erzeuger unseres Lieblingsdichters zu sein, so möchte sein Gedächtniß schlummern; da aber unumstößliche Beweise dafür vorliegen, daß er sich durch Beispiel, Lehre und die treueste Erfüllung seiner Vaterpflicht hohe Verdienste um die geistige und sittliche Ausbildung seines unsterblichen Sohnes erworben

hat, so wird sich nicht bestreiten lassen, daß die deutsche Nation in seiner Schuld steht, einer alten Ehrenschuld, die darum nicht geringer wird, weil nun fast ein Jahrhundert verflossen ist, ohne daß man ihrer ernstlich gedacht hat.

Von jeher hat die Ungunst des Schicksals einer gerechten Würdigung des Ehrenmannes im Wege gestanden. Schon im Leben vielfach verkannt, selbst von seiner Familie, mit Ausnahme seines Sohnes und seiner trefflichen Tochter Christophine, wurde er bald nach seinem Tode herabgesetzt und verleumdet, weil eine unverständige Bewunderung des Genius sich berechtigt hielt, den Sohn, der dessen doch wahrlich nicht bedurfte, auf Kosten des Vaters zu heben. Nach geraumer Zeit versuchte Saupe („Schiller und sein väterliches Haus". Leipzig 1851) sein Bild zu zeichnen, aber ihm fehlte außer dem Haupterforderniß des Biographen, der warmen Theilnahme für seinen Helden, die Fülle des Materials, ohne die nur Schattengestalten entstehen. Mit seiner veralteten und vielfach irrigen Darstellung hat man sich seitdem begnügt, obgleich längst ein höchst beachtenswerthes Werk, „Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie Wolzogen" (Stuttgart, Cotta, 1859), in der Selbstbiographie, den Gebeten und den Briefen Vater Schillers, getreu nach den Familienpapieren, die zuverlässigste und ergiebigste Quelle für eine richtige, klare und umfassende Anschauung dieser bedeutenden Individualität erschlossen hat.

Aus dieser Quelle habe ich das Beste geschöpft, was das folgende Lebensbild bietet. Möge es mir gelungen sein, durch meine Darstellung, wie es meine Absicht war, einem reinen und unverfälschten Andenken des verehrungswürdigen Mannes den Weg in weitere Kreise zu bahnen.

Gerade in der Gegenwart hat man allen Grund, auf solche Männer, wie dieser war, zu schauen. Oder sollte die Bemerkung von Friedrich Strauß (in der Vorrede zur Biographie Christian Märklins), daß es in unserem Jahrhundert an tüchtigen, willensstarken Charakteren fehle, in den letzten Decennien veraltet und unwahr geworden sein? Ein Charakter aber im vollen Sinne des Worts war er, zwar nicht imposant, aber desto haltbarer und zuverlässiger auf der Probe, wie Schiller von Körner rühmte, mannhaft vom Scheitel bis zur Sohle; und was ihn auszeichnete, sind namentlich solche Vorzüge, die in unsern Tagen nicht immer so hoch gehalten werden, wie sie es verdienen.

Liegnitz, im August 1879. **O. Brosin.**

I.

Johann Caspar Schiller wurde am 27. Oktober 1723 in Bittenfeld, einem großen zum Amte Waiblingen gehörigen Dorfe Würtembergs, geboren. Sein Vater, Bäcker und Schultheiß daselbst, sorgte dafür, daß die Lernbegierde des geweckten Knaben frühzeitig Befriedigung fand, und bald hatte sich dieser nicht nur die erforderliche Uebung im Schreiben und Rechnen angeeignet, sondern auch unter Anweisung eines Hauslehrers einen Grund im Lateinischen gelegt. Da starb der Vater, viel zu zeitig für den zehnjährigen Knaben, welcher in Folge dessen der ihm an das Herz gewachsenen Hoffnung, in der Laufbahn eines Gelehrten seinen heißen Wissensdurst zu stillen, auf immer entsagen mußte. Gern wäre er wenigstens Schreiber geworden, aber auch dieser genügsame Wunsch blieb unerfüllt, da die Mutter, mit acht unversorgten Kindern in dürftigen Verhältnissen zurückgelassen, sich gezwungen sah, ihn trotz seines jugendlichen Alters

zur Ernährung der Familie heranzuziehen. Er wurde zur Arbeit auf das Feld geschickt, wußte jedoch der Gefahr geistiger Verkümmerung dadurch zu begegnen, daß er, so oft es anging, sich mit seinen Büchern hinter einen Holzstoß flüchtete und dort fleißig studirte. Endlich gelang es seinen unablässigen dringenden Bitten, die Einwilligung der Mutter zum Erlernen der Wundarzneikunst zu erhalten, und er wurde in seinem funfzehnten Jahre zunächst zu dem Klosterbarbier Fröschlin in Denkendorf in die Lehre gethan. Mußte er sich hier auch oft zu den verächtlichsten Arbeiten verwenden lassen, so fühlte sich doch der strebsame junge Mensch für die Beschwerden und Widerwärtigkeiten seiner Lehrzeit dadurch entschädigt, daß er im Umgange mit den Zöglingen des Klosters willkommene Gelegenheit fand, sein halbvergessenes weniges Latein zu wiederholen und von dem Probst Weissensee „ein und anderes in der Kräuterkunde zu lernen." Nach drei Jahren ward er der Lehre frei gesprochen; da aber um diese Zeit sein Lehrherr starb, blieb er, unfähig, die Wittib in ihrer Noth zu verlassen, noch ein halbes Jahr, ehe er sich nach einer neuen Stellung umsah. In dieser erwarb er sich das Wenige, dessen er bedurfte, um, nothdürftig mit Kleidung und Wäsche versehen, die ersehnte Wanderschaft antreten zu können, welche ihn nach langem Herumreisen in seine zweite Condition zu einem Chirurgen in Lindau am Bodensee führte. Der Tod seines Prinzipals trieb ihn weiter; er ging nach Nördlingen zu dem Wundarzt

Kramer, an dessen Sohn er sich freundschaftlich anschloß. Dies verschaffte ihm die Vergünstigung, unentgeltlich an den französischen Sprachstunden des neugewonnenen Freundes theilzunehmen und mit ihm den Fechtboden zu besuchen. Es läßt sich denken, daß er diese Gelegenheit, seinen Geist zu bilden und seinen Körper zu üben, begierig ergriff und gewissenhaft ausbeutete.

Ueber zwei Jahre hatte er hier gelebt und gelernt, als im September 1745 das Frangipanische Husarenregiment, von der Krone Bayern in holländische Dienste überlassen, seinen Weg nach den Niederlanden durch Nördlingen nahm. Da litt ihn sein Trieb, die Welt zu sehen und seine in der Chirurgie erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten auf einem weiteren Schauplatze zu verwerthen, nicht länger in dem stillen Städtchen; er folgte dem Regiment und ging, da augenblicklich keine Stelle für einen Feldscheer offen war, gern auf das Anerbieten ein, „en suite" kostenfrei mitziehen zu dürfen. Bei seiner Sparsamkeit wußte er von den für die Pferderationen ausgezahlten Geldern sogar noch etwas zu erübrigen, und mit diesen kleinen Ersparnissen, sowie mit dem Ertrage seiner gelegentlich ausgeübten Kunst gelang es ihm, in Brüssel, dem Ziele des Marsches, wo unser junger Freund wieder auf sich selbst angewiesen war, sich durchzuhelfen.

Als die Franzosen diese Stadt berannten, ward das Regiment mit Zurücklassung seiner Bagage und seiner Kranken nach Bergen im Hennegau beeordert. Der junge

Chirurgus, ein rüstigerer Fußgänger, als später sein großer Sohn, ließ sich durch den Mangel eines Pferdes nicht abschrecken, sein Regiment zu begleiten. Nachdem er aber in zwei auf einander folgenden Nächten einen Weg von 20 Stunden gemacht hatte, wollten seine Kräfte nicht weiter reichen und er mußte in Charleroi liegen bleiben. Am folgenden Tage suchte er, da er nicht hoffen konnte, seine Kameraden wieder einzuholen, nach Brüssel zurückzukommen: er wurde aber von den Belagerern aufgefangen und als Spion zu ihrem Commandeur gebracht. Nach dreimaligem strengen Verhör unschuldig erfunden, wurde er als Kriegsgefangener nach Gent abgeführt, wo er auf der Hauptwache bei Wasser und Brot so lange hingehalten wurde, bis er, dem Beispiele der meisten seiner Mitgefangenen folgend, sich dazu verstand, französische Dienste zu nehmen. So schwer ihm dieser Entschluß auch geworden war, so treu bewies er sich doch der erzwungenen Pflicht. Er trat als gemeiner Soldat in ein Schweizerregiment ein und zog mit diesem bald darauf in die unterdessen von den Franzosen eingenommene Festung Brüssel in Garnison.

Nach wenigen Wochen der Ruhe ging es wieder in's Feld. War schon die Belagerung von Bergen, der das Regiment beiwohnte, reich an Strapazen, so erreichte die Drangsal ihren Gipfel, als die Armee auf dem Zuge nach Charleroi durch kaiserliche Husaren 700 Brotwagen verlor, wodurch eine unbeschreibliche Hungersnoth unter ihr

entstand. Inzwischen hatte der noch vor kurzem der Spionage verdächtige Deutsche sich durch seine zuverlässige Führung das Vertrauen seiner Vorgesetzten in dem Grade erworben, daß man ihm unbedenklich größere Summen französischer Löhnungsthaler zur Umwechselung in kleinere Münze übergab und ihm zu diesem Zwecke bis zwei Stunden weit vom Lager in die Dorfschaften zu gehen gestattete. Eine solche Gelegenheit benutzte er jetzt, um Lebensmittel für sich und seine hungernden Kameraden aufzutreiben; wie er aber mit reicher Ladung in das Standquartier zurückkam, war die Armee unterdessen weiter gezogen. Zwei Tage lang bemühte er sich vergeblich, sie einzuholen; am dritten ward er von den Kaiserlichen gefangen. Er wußte sich jedoch so gut auszuweisen, daß man ihn sofort in Freiheit setzte und mit Unterstützung und Paß zu dem Frangipanischen Regiment zurücksandte.

Trotz vieler Kreuz- und Querzüge gelang es ihm nicht, dasselbe ausfindig zu machen; uud so ließ er sich zuletzt, des erfolglosen Umherschweifens müde, bei Namur, wo er ein kaiserliches Lazareth traf, als Gehilfe bei der Feldapotheke anstellen. Kaum aber hatte er sich hier neue Kräfte und Mittel erworben, als es ihn trieb, die Nachforschungen nach seinem alten Regimente wieder aufzunehmen. Endlich fand er es in der Nähe von Lüttich. Er kam gerade zur rechten Zeit, um seine Kunst an seinen Landsleuten auszuüben, denn man bereitete sich eben auf eine große Schlacht mit den Franzosen vor, die denn auch

zwei Tage darauf bei Raucoux (den 11. Oktober) erfolgte. Die alliirte Armee wurde von dem Marschall von Sachsen geschlagen und unter großen Verlusten zehn Stunden weit bis unter die Kanonen von Mastricht verfolgt. Bald darauf durften die erschöpften Truppen die Winterquartiere beziehen.

Hier ward unserem Freunde die Freude zu Theil, als Escadrons-Feldscheer mit monatlich 30 fl. Gehalt und zwei Ducaten Medicingeld angestellt zu werden. Die Kosten für Montirung und Pferd, 200 Gulden, eine für den fast Mittellosen sehr bedeutende Summe, erhielt er auf sein ehrliches Gesicht von seinem Rittmeister bereitwilligst vorgestreckt, und er wußte sie durch Extracuren in weniger als einem Jahre zu tilgen.

Das Frühjahr 1747 rief die Truppen wieder in's Feld. Gab es auch in Folge feindlicher Scharmützel manches zu flicken und zu verbinden, so fand sich doch der rastlose und unternehmungslustige Mann dadurch nicht nach Wunsche und Kräften beschäftigt. „Mein angeborener Hang zu immerwährender Thätigkeit — erzählt er — reizte mich, mir beim Regiment auszubitten, daß ich, wie die Wachtmeisters auf Commando, auf Unternehmungen ausreiten dürfte. Unter dem Befehl eines Offiziers wurde es mir gestattet, und ich habe manchen Ritt gethan, öfters Beute gemacht, aber auch manchmal eingebüßt." Gelegentlich wurde ihm auch einmal bei einem feindlichen Ueberfalle ein Pferd unter dem Leibe todtgeschossen. Solche

und ähnliche ernsthafte Erlebnisse erwähnt der eben so bescheidene wie tapfere Reitersmann nur ganz beiläufig. Denn, meint er, „Verwundungen, entweder vom Feinde oder im Zweikampf, wenn sie keinen Nachtheil im Gebrauch der Glieder verursachen, sind nicht zu achten, viel weniger sich damit groß zu machen. Wer austheilt, muß auch wieder einnehmen."

Uebrigens waren Unternehmungslust, Unerschrockenheit und Kühnheit unter den Frangipanischen Husaren allgemein, und unmuthig genug mochte manches brave Reiterherz pochen, als das Regiment in die Linie hinter Bergen op Zoom beordert wurde, „nicht um Ausfälle zu thun, sondern mehr eine Wache bei dem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen vorzustellen." In Folge des unfreiwilligen Müßiggangs und der Unmäßigkeit, mit der man die im Vorsommer gemachte Beute verpraßte und sich dem Genusse ungewohnter Speisen hingab, rissen Krankheiten ein, die den Obersten nöthigten, bei dem Prinzen mit Vorstellungen so lange anzuhalten, bis er erlaubte, daß das Regiment wiederum außerhalb der Linien „seinem Berufe nachging." Nun begannen die lustigen Beutezüge von neuem; Gefangene, Pferde, Maulthiere und Wagen wurden in großer Zahl den Belagerern der Festung abgenommen. Charakteristisch für die Kriegsführung damaliger Zeit ist es, wie über die Beute verfügt wurde: sie wurde, mit Ausnahme der Gefangenen, dem Regimente gelassen und nach Verhältniß ausgetheilt; „was aber jeder Einzelne in

Gefangennehmung oder beim Todtmachen seines Feindes bekam, daran durfte Keiner Anspruch machen, sollte es auch tausend Louisd'or gewesen sein. Sämmtliche Unteroffiziers hatten ihre Pferde eigen, und die mit solchen erbeuteten Pferde durften sie auch behalten." Die beutelustigen Husaren mochten ihren „Beruf" wohl etwas zu eifrig betrieben haben, denn sie wurden nach einiger Zeit nochmals hinter die Linien commandirt, woselbst sie zu bleiben hatten, bis sie nach Uebergabe der Festung an die Franzosen unweit derselben in Cantonnirungsquartiere geschickt wurden.

Der Feldscheer Schiller hatte sich durch seine Tüchtigkeit im Felde und auf dem Verbandplatze die persönliche Zuneigung seines Rittmeisters erworben, weshalb dieser ihn in seiner unmittelbaren Nähe behielt und ihn während des Winters mit auf eine Vergnügungsreise nach dem Haag nahm, wo die vielen schönen und großen Städte der Schaulust und Wißbegierde des empfänglichen jungen Mannes reiche Nahrung boten. Nach ihrer Rückkehr zum Regiment erhielt dasselbe Gelegenheit, seinen Reiterstückchen durch einen größeren Handstreich die Krone aufzusetzen. In Gemeinschaft mit einem kaiserlichen Husarenregiment und 800 Kroaten überfiel es einen großen französischen Convoi, der von Antwerpen nach Bergen op Zoom ging, erbeutete einige hundert Zugpferde, ruinirte zum größten Theil die mit Kriegs- und Mundbedürfnissen beladenen feindlichen Wagen und hätte sich der sehr be-

trächtlichen Kriegskasse bemächtigt, wenn dieselbe nicht weit in die See retirirt wäre.

Bald darauf machte ein Waffenstillstand, dem der Aachener Friede (1748) folgte, dem Kriege und damit dem abenteuerlichen Reiterleben ein gewiß den Meisten unerwünschtes Ende. Zu diesen scheint auch der kriegslustige Feldscheer gehört zu haben, der das Faktum mit der Bemerkung begleitet: „Wir hatten also außer unserem Solde keine weiteren Vortheile zu gewärtigen und wurden nach geendigtem Feldzuge in die Winterquartiere verlegt.“ Der Langeweile derselben entging Schiller dadurch, daß er seinen Rittmeister wieder nach dem Haag und von dort nach Amsterdam und London begleiten durfte. Auf ihrer Rückreise erfuhren sie, daß ihr Regiment bis auf zwei Escadrons abgedankt werden würde. Zu stolz, sich einem solchen Ende seiner militärischen Laufbahn auszusetzen, nahm unser Freund freiwillig seinen Abschied und brach, dem Zuge seiner Sehnsucht nach dem Vaterlande folgend, im März 1749 auf eigenem Pferde nach der trauten Heimath auf. Ein zehntägiger Ritt brachte ihn nach Marbach, wo er in der Herberge zum goldenen Löwen abstieg. Nachdem er seine in Marbach wohnende Schwester und seine übrigen Blutsverwandten in der Umgegend besucht hatte, war sein nächster Zweck erfüllt, und er hätte wieder in die weite Welt hinausreiten können; aber schon hatten sich zarte Fäden angeknüpft, welche stärker waren, als seine Wanderlust. Zwar „des Chirurgi

Rudolfen" Tochter in Neckarems, welche seine dortige Schwester zu seiner Zukünftigen ausersehen, hatte seine Heimkehr nicht erwarten können und war schon mit einem Anderen versprochen. Dafür wählte er nun nach seinem eigenen Geschmack. Die Erkorene war die einzige Tochter seines Wirthes in Marbach, Elisabetha Dorothea Kodweis. Mit ihr schloß er nach kurzer Verlobungszeit, während deren er sich in einem Examen über seine Befähigung zum Chirurgen auswies, am 22. Juli 1749 „unter Gottes Beistande" den Bund für's Leben.

II.

So ideal, wie der Umstand vermuthen läßt, daß ihr der idealste Deutsche Dichter entsprossen ist, war die Ehe, in welche Caspar Schiller eingetreten war, weder in ihren Motiven noch, wie wir später sehen werden, in ihrem weiteren Verlaufe. Mochte auch zunächst die jugendliche Anmuth der siebzehnjährigen Jungfrau die Blicke ihres Bewerbers auf sie gezogen haben, so besaß dieser doch einen zu praktischen und nüchternen Sinn, um sich lediglich durch solche Vorzüge bestimmen zu lassen. Es ist vielmehr anzunehmen, daß die Erwartung, mit der Hand der einzigen Tochter die Anwartschaft auf das allgemein für beträchtlich gehaltene Vermögen ihres Vaters zu erhalten, bei seinem Entschlusse den Ausschlag gab. Wir dürfen ihm eine solche Erwägung nicht allzusehr verübeln. Er hätte nicht der rechtschaffene und besonnene Mann sein müssen, der er war, hätte er bei seinem geringen Vermögen und den unsichern Aussichten auf eine sorgen=

freie Existenz, welche ihm die Ausübung seiner Kunst in dem unbedeutenden Städtchen eröffnete, ein mittelloses Mädchen heimführen und mit ihm einen eigenen Hausstand gründen wollen. Wie bescheiden seine Habe war, geht aus dem amtlichen Inventar über sein Eingebrachtes hervor; dies beschränkt sich auf 200 fl. baar, einige chirurgische Instrumente und Medikamente, bestehend in „gebranten Wassern, Tincturen, spiritibus, Kräutern und andern speciebus, ästimirt um 7 fl. 50 Kr.", dazu wenige chirurgische Werke nebst einem würtembergischen „Gesangbüchle", und einen ungarischen Sattel sammt Reitzeug.

Anfangs entschlossen, in Marbach sich dauernd niederzulassen, und auf sein Gesuch unter die Bürgerschaft aufgenommen, fand er sich nach kaum vier Jahren veranlaßt, sich ernstlich nach einem anderen Wirkungskreise umzusehen. Die vielfach ausgesprochene Vermuthung, daß seine zu geringe Kundschaft ihn aus Marbach vertrieben habe, läßt sich gegenüber der ausdrücklichen Angabe eines ganz andern Beweggrundes, welchen der wahrheitsliebende Mann in seiner Selbstbiographie geltend macht, unmöglich aufrecht erhalten. Sein Schwiegervater war nämlich als Inspector bei dem herrschaftlichen Floßwesen durch unvorsichtige Unternehmungen in ein solches Deficit gerathen, daß schließlich sein ganzes Vermögen zur Tilgung desselben kaum ausreichte. Nach der in einer solchen Lage gewöhnlichen Praxis hatte er sich geraume Zeit mit dem Aufnehmen von Kapitalien zu helfen gesucht und in seiner

Noth endlich auch unter der Vorspiegelung, daß ihm ja dereinst das Ganze zufallen müßte, das an baarem Gelde beigebrachte kleine Vermögen seines Schwiegersohnes zu Abschlagszahlungen verwendet, ohne ihn die unaufhaltsam fortschreitende Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse ahnen zu lassen. Doch gewann dieser noch zeitig genug einen Einblick in dieselbe, um der Gefahr, sein sauer Erspartes zu verlieren, dadurch vorzubeugen, daß er seinem Schwiegervater die Hälfte seines Hauses abkaufte und von dem Kaufschillinge das Seinige zurückbehielt. Allein die Schande, welche sich in den Augen der Kleinstädter an den nicht unverschuldeten Ruin eines ansehnlichen Vermögens knüpfte, war in damaligen Zeiten, welche von der heutigen Virtuosität im Bankrottiren noch keine Ahnung hatte, so groß, daß selbst die schuldlosen Angehörigen der leichtsinnigen Speculanten schwer darunter zu leiden hatten. Aus diesem Grunde, berichtet Schiller, habe er ganz von Marbach hinweg zu kommen getrachtet. Auffallend bleibt es, daß er es nicht an einem günstigeren Orte, als Marbach war, mit der Ausübung seines Berufes in bürgerlichen Verhältnissen versuchte, sondern sich ohne weiteres um eine Stelle als Feldscheer im würtembergischen Militärverbande bemühte. Es scheint fast, daß jene trüben Ereignisse in die junge Ehe selbst ihre Schatten geworfen und Mißhelligkeiten zwischen den Gatten heraufbeschworen haben. Als ob er sich um jeden Preis mit einem Ruck aus unerträglichen Verhältnissen

habe reißen wollen, entsagte er, als es sich auch diesmal mit einer Anstellung als Feldscheer nicht fügen wollte, seiner eigentlichen Beschäftigung, begnügte sich mit dem untergeordneten und schlecht besoldeten Posten eines Fouriers und ließ sich selbst durch die Aussicht, bei dem herrschenden Frieden ein einförmiges, träges und daher für sein lebhaftes Naturell weit eher abschreckendes als verlockendes Garnisonleben führen zu müssen, nicht von dem Eintritt in die Armee abhalten, obwohl ihn derselbe von seinem jungen Weibe trennte, welches durch zärtliche Liebe zu seinen in's Elend gerathenen Eltern in Marbach zurückgehalten wurde. Ihrem Gatten in die Garnison zu folgen, ließ ohnehin weder sein damaliger Rang noch sein Einkommen räthlich erscheinen. Dieser zählte als Fourier zu den Compagnie-Unteroffizieren und bezog eine monatliche Löhnung von sechs Gulden; seine Obliegenheiten bestanden (nach dem würtembergischen Dienstreglement vom Jahre 1793) darin, unter der Aufsicht des Feldwebels alle schriftlichen Meldungen zu besorgen, alle Bücher und Listen zu führen, allen Austheilungen beizuwohnen und beim Quartiermachen und Lagerausstecken thätig zu sein.

Vier Jahre hatte er bei dem Regimente Prinz Louis diese Stellung bekleidet, als er zum Fähndrich und Adjutanten ernannt ward, ohne Zweifel eine wohlverdiente Anerkennung der Tüchtigkeit und der Gewissenhaftigkeit, mit denen er in dieser, wie in jeder ihm vom Schicksal angewiesenen Laufbahn seinen Pflichten nachkam. Den

äußeren Anstoß zu seiner Beförderung mochte die Formation eines 6000 Mann starken Hilfscorps gegeben haben, welches der Herzog Karl Eugen in Folge eines mit Frankreich abgeschlossenen Subsidienvertrages im Jahre 1757 gegen Friedrich den Großen in das Feld stellte und zu welchem auch Schillers Regiment gehörte. Unter der persönlichen Führung des Herzogs rückten die Würtemberger aus dem Lager von Pflugfelden, um zunächst nach Linz zu marschiren. Da die Leute theils gewaltsam zur Fahne geschleppt waren und eine allgemeine Entrüstung unter ihnen herrschte, daß sie, an eine fremde Macht verkauft, gegen den Beschützer ihres Glaubens fechten sollten, so kam es schon unterwegs zu einer Revolte. Trotzdem dieselbe gewaltsam unterdrückt und durch Erschießnng von 16 Mann bestraft ward, fand eine zweite Meuterei mit ähnlichem Ausgange im Lager bei Linz statt. Von hier auf den Kriegsschauplatz in Schlesien geschickt, bekamen die Truppen bald genug Gelegenheit, im Spiel der Waffen ihre Unzufriedenheit zu vergessen und Erfolge wie Mißerfolge mit ihren Verbündeten, den Oestreichern, zu theilen. Ihre Feuertaufe erhielten sie vor Schweidnitz. Die Festung capitulirte, Breslau folgte ihrem Beispiel, nachdem die Preußen unter dem Herzog von Braunschweig-Bevern zurückgedrängt waren. Jetzt übernahm Friedrich in eigener Person das Commando in Schlesien. Die mörderische Schlacht bei Leuthen (5. December 1757), in welcher das würtembergische Corps auf dem linken, vom

Könige selbst angegriffenen Flügel stand und furchtbare Verluste hatte, vernichtete alle bisher errungenen Vortheile. Der allgemeine Rückzug der Verbündeten artete bald in eine unordentliche Flucht aus. Unser Freund verlor auf derselben sein Pferd und hätte, während er zu Fuß weiter retirirte, im Dunkel der Nacht vor den Werken Breslau's beinahe in einem Moraste sein Leben eingebüßt. Unter den Kanonen von Schweidnitz, wo von den Würtembergern kaum die Hälfte am 18. December eintraf, wurde endlich Halt gemacht. Den erschöpften Truppen konnte erst nach zehntägigem Bivouac der Marsch in die böhmischen Winterquartiere zugemuthet werden; aber auch während dieser kurzen Rast litten sie unsäglich, denn die Zelte waren mit der schweren Bagage, um sie nicht dem Feinde in die Hände fallen zu lassen, vorausgeschickt und so mußte die Armee, der rauhen Witterung ungeachtet, unter freiem Himmel lagern.

Hier war es auch, wo ein verhängnißvolles Erlebniß in den sonst kerngesunden Körper des Helden unserer Lebensbeschreibung den Keim zu hartnäckigen rheumatischen Leiden und zu einem vorzeitigen schmerzensreichen Ende legte. Eines Abends streckte er sich zum Lagerfeuer nieder und schlief ein. Indessen hellte sich der trübe Himmel auf und ein starker Frost trat ein. Als Schiller erwachte und aufstehen wollte, war ihm der eine Fuß bis über das Knie in den Morast eingefroren, und er mußte sich, „um die Stiefeln zu schonen," mit

warmem Wasser aus seiner beschwerlichen Lage befreien lassen.

Traurig und niedergeschlagen zogen die Würtemberger in ihre Cantonnements bei Saaz in Böhmen, wo neues Elend sie erwartete. Es brach unter ihnen in Folge der anhaltenden Strapazen und Entbehrungen eine heftige Seuche aus, ein bösartiges Faulfieber, welches unter den Mannschaften fürchterlich aufräumte. Aus dem Lazareth im Hauptquartier allein wurden manchen Tag 15 bis 20 Todte, in grausem Gemisch auf dem Wagen über einander gepackt, hinausgefahren, um ohne Sang und Klang in große gemeinsame Gruben verscharrt zu werden. Einer sehr mäßigen Lebensweise, verbunden mit beständiger Bewegung in freier Luft, den beiden Universalmitteln, welche er vor allen anderen schätzte, schrieb es unser Freund nächst dem Schutze Gottes vornehmlich zu, daß er selbst der Ansteckung entging. In seiner militärischen Stellung hatte er freilich nicht nöthig, sich derselben auszusetzen, aber seine Menschenfreundlichkeit und Nächstenliebe waren für ihn Antrieb genug, in dieser schrecklichen Zeit, wo die Feldscheere theils Opfer ihres Berufes geworden waren, theils selbst darnieder lagen, und die vielen Kranken aller ärztlichen Hilfe entbehrten, seine alte Kunst mit Gefahr des eigenen Lebens wieder aufzunehmen und seinen leidenden Kameraden alle mögliche Linderung zu spenden. „Nach bestem Wissen und Gewissen" gab der ehemalige Chirurgus, der sich weniger auf innere Krankheiten als auf

äußere Schäden verstand, den Kranken aus dem vorgefundenen Feldkasten des verstorbenen Regimentsfeldscheers Arzneien; ja als sich nicht minder der Mangel an geistlichen Aerzten fühlbar machte, übernahm der unermüdliche Helfer in der Noth schnell entschlossen auch die Vorlesung von Gebeten und das Absingen schicklicher Lieder bei den Feldandachten, welche der Regimentscommandeur, um die noch gesund gebliebenen Mannschaften „in einiger Religionsverfassung zu erhalten", veranstaltet hatte.

Den vielfachen segensreichen Diensten, die er in so schwerer Noth geleistet, hatte er es wohl hauptsächlich zu verdanken, daß er im folgenden Frühjahr (1758) zum Lieutenant befördert wurde. Bald darauf erlebte er auch die Freude, nach mehr als halbjähriger Abwesenheit mit dem Reste des würtembergischen Corps — von den 6000 Mann kehrten nicht mehr als 2024, darunter 400 Kranke, zurück — die Heimath wieder zu sehen, wo ihm seine harrende Gattin das erstgeborne Töchterchen Elisabetha Christophine Friederike, das sie ihm inzwischen (am 4. September 1757) geschenkt, in die Arme legte.

Wenn nur diese Freude nicht so flüchtig gewesen wäre! Nach kurzer Urlaubszeit rief die Pflicht den Lieutenant Schiller zu seinem Regiment nach Waiblingen und, sobald dort das Hilfscorps neu formirt war, wieder in das Feld. Der in Hessen unter Soubise stehenden französischen Armee zugewiesen, nahmen die Würtemberger diesmal mit größerem Glücke und besseren Erfolgen an

den kriegerischen Operationen theil: in dem siegreichen Gefechte bei Landwehrhagen (am 10. Oktober 1758) konnten ihre Verbündeten der deutschen Tapferkeit ihre Anerkennung nicht versagen. Am 15. December ging der Subsidienvertrag mit Frankreich zu Ende, und die Truppen durften vorläufig in die Heimath ziehen.

Aber der kriegslustige und geldbedürftige Herzog traf sofort Anstalten, das einträgliche Geschäft in größerem Maßstabe fortzusetzen. Durch einen neuen Vertrag verpflichtete er sich, 12000 Mann, also die doppelte Zahl, auf ein Jahr zu stellen. Die Gewaltmaßregeln zur Herbeischaffung der Mittel und die Grausamkeiten bei der Aushebung der Leute sollen damals alle Grenzen überschritten haben. Am 28. Oktober 1759 führte der unmilde Landesherr auf's neue seine Unterthanen zur Schlachtbank in die zweite hessische Campagne. Sie kamen unter dem französischen Marschall von Broglio bei Fulda zu stehen, wo sie vom Herzoge von Braunschweig angegriffen und mit bedeutenden Verlusten zurückgedrängt wurden. Am 13. Januar 1760 erschien der Befehl zum Abmarsch in die Winterquartiere, die im Würzburgischen bezogen wurden.

Während der Vater fern von seiner Familie das Ungemach des Krieges erduldete, ward ihm am 10. November 1759 sein einziger Sohn Friedrich geboren, an welchem er manches Leid, aber weit mehr Freude und Wonne erleben sollte. Eine aus bester Quelle stammende Nachricht,

nach der er Urlaub genommen und sich an der festlich begangenen Taufe betheiligt haben soll, beruht unzweifelhaft auf einem Gedächtnißirrthum. In der That war es erst im Mai 1760, als er mit seinen Kriegsgefährten die Heimath wiedersah, dem glücklichen Vater vergönnt, den heiß Erflehten und mit innigstem Danke gegen Gott Begrüßten auf seinen Armen zu wiegen. In Vaihingen, wo sein Regiment cantonnirte, sah er Frau und Kinder öfters bei sich, aber schon bevor zwei Monate vergangen waren, schlug wieder die Abschiedsstunde. Ein neuer Vertrag mit Frankreich war zwar nicht zu Stande gekommen, dagegen forderte jetzt Oestreich von dem Herzoge ein Hilfscorps, welches auch in der Stärke von 12000 Mann bewilligt ward. Die folgende Campagne, die letzte im siebenjährigen Kriege, an der Würtemberg theilnahm, verging unter fortwährenden Märschen und verlief völlig im Sande.[1])

Am 7. Dezember 1760 trat das Romannsche Regiment, bei welchem der Lieutenant Schiller seit zwei Jahren stand, den Marsch in die Heimath an, und erst am 3. Januar 1761 war es in Stuttgart. Von hier kam unser Freund zuerst mit dem Stabe nach Urach, bald darauf nach Kannstadt und im folgenden Jahre nach Ludwigsburg, wohin auch das Regiment nach einem Zwischenaufenthalte in Stuttgart zurückversetzt wurde. In Kannstadt erhielt er das Hauptmannspatent, welches ihm eine bei seiner Sparsamkeit auch für seine Familie zur Noth ausreichende Besoldung sicherte.[2]) Trotzdem und so sehr es ihn nach

der langen Trennung verlangen mochte, mit seiner Gattin vereinigt sich an dem Gedeihen seiner Kinder zu erfreuen, scheint er, wir wissen nicht recht aus welchem Grunde, seine Familie während dieser Zeit nicht dauernd bei sich gehabt zu haben. Es soll damals als unschicklich für die Frau eines Offiziers gegolten haben, mit ihrem Manne in der Garnison zu leben; doch dürfte diese Anschauung schwerlich die allgemeine gewesen sein, denn später lebte Schiller thatsächlich als Offizier mit Weib und Kind Jahre lang in der Garnison zu Ludwigsburg zusammen.

Der geschäftige Müßiggang des Garnisonlebens konnte den rastlosen Thätigkeitstrieb, der diesen Mann auszeichnete, keineswegs befriedigen, die Einförmigkeit und Aeußerlichkeit der dienstlichen Obliegenheiten seine auf vielfältige Interessen und doch dabei auf Vertiefung gerichtete Seele nicht ausfüllen. Zunächst widmete er seine freien Stunden dem Studium der mathematischen Wissenschaften; später ging er zu eigener Production über.

Im Jahre 1763 schickte der Herzog zu allgemeiner Verwunderung, da er erst kurz vorher aus Geldmangel seine Truppen stark reducirt hatte, Offiziere an die Landesgrenzen, um junge Leute als Soldaten anzuwerben. Die Stellung eines solchen Werbeoffiziers war unter dem Militär wie bei dem Bürgerstande mit Recht eine ziemlich verrufene. Denn da bekannt war, daß der Herzog einen besonderen Werth auf schöne, große Leute legte, so benutzten gewissenlose Subjekte diese Gelegenheit, sich durch das An-

werben solcher Leute die Gnade des Fürsten zu erhalten oder zu erschleichen, und scheuten, während sie den jungen Burschen nachstellten, weder List noch Gewalt, ja nicht einmal die gesetzwidrigsten und unerlaubtesten Mittel, um ihre Zwecke zu erreichen. Die Klagen der Landstände veranlaßten den Herzog zwar zu nachdrücklichen Verordnungen, vermochten aber keine Abhilfe gegen dies Uebel zu schaffen, weil die angedrohten Strafen niemals vollzogen wurden.[3]) So wenig verlockend daher ein solcher Posten für einen Mann von Ehre und Gewissen, wie unser Held es war, sein konnte, so mochte doch gerade der Wunsch, eine Ausnahme von der Regel zu bilden und das Böse zu verhüten, welches minder Rechtschaffene in dieser Stellung hätten anstiften können, den Hauptmann Schiller geneigt machen, sich in derselben zu versuchen. Wenigstens wird ausdrücklich bezeugt, daß er Alles gethan habe, um den Fluch seines Amtes in Segen zu verwandeln. Es fehlte auch nicht an anderen triftigen Gründen, die es ihm sogar als ein besonderes Glück erscheinen lassen konnten, als er zu Ende des Jahres 1763 zum Werbeoffizier in Schwäbisch-Gmünd ernannt wurde. Neben der Aussicht auf eine ziemlich hohe Löhnung, die ihm um so willkommener sein mußte, da seine bisherige Gage bei der doppelten Haushaltung, die er zu führen hatte, das Auskommen sehr schwer machte, bestimmte ihn sicherlich die Sehnsucht nach dauerndem Zusammensein mit

seiner Familie, welche ihm denn auch bald auf den Schauplatz seiner neuen Thätigkeit nachfolgte.

Kaum glaublich klingt es, daß man den wackern Offizier an seinem jetzigen Bestimmungsorte gänzlich vergaß. Aber nicht genug, daß er selbst von den ihm für jeden Tag zugesicherten drei Gulden drei Jahre lang keinen Heller zu sehen bekam, er mußte auch noch die armen ihm beigegebenen Unteroffiziere unterhalten, welche gleichfalls ohne jegliche Löhnung blieben. Unter diesen Umständen suchte er wenigstens aus der theuren Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd sobald als möglich los zu kommen und setzte es auch glücklich durch, daß er sich mit seiner Familie in dem nahen Grenzorte Lorch niederlassen durfte. Aber auch hier muß ihm seine Existenz schwere Sorgen gemacht haben, und es ging in seinem Haushalte gewiß knapp genug her, da er lediglich auf seine kleinen Ersparnisse aus besseren Zeiten und, wie es heißt, auf die Unterstützung einiger Verwandten angewiesen war. Als die ersteren aufgezehrt waren und letztere ihm immer drückender zu werden begann, wandte er, der drei Jahre tapfer auf seinem verlorenen Posten ausgehalten hatte, sich mit der Bitte an den Herzog, ihn seiner Stellung zu entheben, in der er als ehrlicher Mann unmöglich länger bestehen könne. Er wurde in die Garnison zurückberufen, hatte aber die größte Mühe, in Besitz seines Guthabens zu gelangen. Zwar wurden ihm die während der Lorcher Zeit in Rückstand gebliebenen Gelder für Diäten und Gage,

welche auf die respectable Summe von 2000 fl. gestiegen waren, bei der Kriegskasse „gnädigst" angewiesen, sie gelangten jedoch, da die Verschwendung des Landesherrn und seine kriegerischen Gelüste alles disponible Geld verschlungen hatten, nur in kleinen Abschlagszahlungen in seine Hände, und es vergingen volle neun Jahre, ehe er aufhörte, ein Gläubiger der Regierung zu sein. Das Gute bei der schlimmen Sache war, daß er nun, wenn er auch die nothwendigen Rückzahlungen früher erhobener Darlehen abrechnete, einen nicht verächtlichen Grundstock zu einem kleinen Vermögen besaß.

Bevor wir ihn aus seinem bisherigen Wohnorte in seine Garnison zurückbegleiten, dürfen wir nicht unterlassen, der Sorgfalt, mit welcher er im Lorch seinen Erzieherpflichten oblag, unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Es müßte uns Wunder nehmen, wenn der Mann, der gewohnt war, es mit allen seinen Pflichten ernst zu nehmen und an die Verfolgung wichtiger und würdiger Ziele eine seltene Thatkraft zu setzen, sich dieser höchsten und heiligsten Aufgabe eines Familienvaters nicht mit allem Fleiße gewidmet hätte. Er unterzog sich derselben um so eifriger, als die Macht der Verhältnisse ihn so lange verhindert hatte, auch nur das Geringste dafür zu thun. Ein gütiges Geschick hatte es so gefügt, daß seine erziehende Thätigkeit seinen Kindern gerade in den empfänglichsten Jahren des Kindesalters nicht entzogen blieb: Christophine verlebte in Lorch ihr sechstes bis neuntes,

Friedrich sein viertes bis siebentes Lebensjahr. Der jungfräuliche Boden der Seele und des Geistes harrte des befruchtenden Samenkorns. Der Mutterliebe zarte Sorgen hatten den ersten goldenen Lebensmorgen der Kleinen bewacht; jetzt war es Zeit, der Milde die Kraft, dem Zarten das Strenge beizumischen, wenn nicht Verzärtelung und eine einseitige Richtung auf das Weiche die Entwickelung des Charakters gefährden, jetzt galt es durch vielfache Anregung den Geist zu beschäftigen, wenn nicht ein beschränkter Gesichtskreis seinen Flug hemmen sollte.

Mit klarem Sinne erfaßte der Vater seine Aufgabe. Wenn er später einmal seiner Schwiegertochter den Rath gab, ihr Söhnchen schon in frühester Jugend an Luft, Wind und Regen, an Nässe und Kälte, an allerlei Speise und Trank und an viel Bewegung zu gewöhnen, ihm nie zu gestatten, das Verlangen nach Speise bis zur völligen Stillung, geschweige denn bis zum Uebermaß, zu befriedigen, so dürfen wir annehmen, daß er nach den gleichen, von ihm vielfach erprobten Grundsätzen darauf hingearbeitet haben wird, das körperliche Gedeihen seiner Kinder so zu befördern, wie er bei dem großen Werthe, den er, auch um der gesunden Seele willen, auf einen gesunden Leib legte, für nothwendig hielt. Besonders erforderte die zarte Constitution seines Söhnchens die sorgsamste Pflege. Um sie zu kräftigen, machte er mit seinem Friedrich oft weitere Spaziergänge, sei es in den Wald zu den Förstern, sei es in die benachbarten Uebungslager, sei es nach dem Lustschloß

Hohenheim, sei es zu den sagenreichen Stätten der herrlichen Umgebung. Da bot sich denn die beste Gelegenheit, dem empfänglichen Knaben die Augen für die Offenbarungen der Natur zu öffnen und ihm zugleich Theilnahme an den Erscheinungen des Menschenlebens einzuflößen. Mit stiller Freude beobachtete er, wie in der jungen Seele Begriff auf Begriff sich entwickelte und klärte, wie die naive Lust an Himmelsluft und Waldesgrün sich allmählich zu inniger Naturempfindung vertiefte, wie seine eigene Vorliebe für die wohlthuenden Eindrücke ländlicher Abgeschiedenheit in die Kindesseele überging. Das waren Anfänge, deren Einfluß auf Denken und Empfinden dereinst mächtig in dem Dichter des Spaziergangs hervortreten sollte.

Hatte der verständige Erzieher schon durch die Einführung in die Naturschönheiten der Gegend den ersten Keim eines warmen Heimathgefühls in seine Kinder gelegt, so ließ er es sich auch angelegen sein, es durch beredte Hinweisung auf die alte Macht und Herrlichkeit des Vaterlandes zu stärken und zu heben. Hier, wo der ragende Hohenstaufen, wo die uralte Klosterkirche von Lorch mit den Grabdenkmälern schwäbischer Kaiser an eine stolze Vergangenheit mahnten, mußten die Erzählungen des Vaters von jenen Zeiten ein um so gespannteres Ohr finden. So erweckte er frühzeitig jenen historischen Sinn, der, später mehr und mehr erstarkend, einen der wichtigsten Faktoren in der Geistesrichtung seines Sohnes bilden und diesen endlich auf das Gebiet führen sollte, auf welchem

er, der Meister im historischen Drama, seine großartigsten Erfolge errang.

Aber auch nach anderen Richtungen verstand der treffliche Mann, von reichen Lebenserfahrungen unterstützt, durch belehrende und fesselnde Gespräche auf Geist und Herz seiner Kinder zu wirken. Dabei war er, so sehr ihm auch daran lag, an ihnen gut zu machen, was an ihm selbst einst versäumt war, doch weislich darauf bedacht, die Nachtheile der Ueberbürdung mit geistiger Kost zu vermeiden. Er schickte sie in die „nach Verhältniß des Orts wohleingerichtete Schule“, wie es in Christophinens Lebenserinnerungen heißt, und war dem würdigen Ortsgeistlichen, Magister Moser, von Herzen dankbar dafür, daß er dem sechsjährigen Friedrich an dem lateinischen Unterricht seiner Söhne theilzunehmen gestattete; aber als der eifrige Lehrer, vielleicht von der Fassungskraft seines Schülers verführt, demselben in diesem frühen Alter auch von seinen gründlichen Kenntnissen im Griechischen mitzutheilen wünschte, hielt es der verständige Vater doch für gerathener, noch damit zu warten und des Guten nicht mit einem Mal zu viel zu thun. Er war es auch wohl zufrieden, wenn die Kinder öfters sich selbst überlassen in Wald und Flur umherschweiften und die ihnen zugeführten Eindrücke selbständig verarbeiteten. Nur durfte dies nicht mit Versäumniß ihrer Pflichten geschehen. Kam es, trotz der Bemühungen von Mutter und Schwester, es zu vertuscheln, dem Vater zu Ohren, daß Friedrich, wie es bis-

weilen geschehen sein soll, von den Reizen eines Ausfluges in die schöne Natur verlockt sich dem Unterrichte entzogen hatte, so vermochte keine Fürbitte den Knaben vor der fühlbaren Strafe einer solchen Ausschreitung zu bewahren; denn der wackere Erzieher nahm seine Pflicht viel zu ernst, um eine unzeitige Nachsicht zu üben, wo der Charakterbildung seiner Kinder Gefahr drohte. Wohl mochte die zärtliche Schwäche der Mutter, unter deren erziehendem Einfluß der Knabe bisher allein gestanden hatte, nahe genug an Verziehung und Verzärtelung streifen, um dem Vater eine desto consequentere Strenge zur Pflicht zu machen. Sicherlich verdankt Schiller die Energie des Charakters, welche er später in einem so seltenen Grade besaß und die er nicht anstand „die wirksame Feder alles Großen und Trefflichen im Menschen" zu nennen, ganz besonders der Einwirkung des Vaters, der die männlichen Tugenden der Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit nicht früh genug der Seele seines Sohnes einimpfen und nicht sorgsam genug über ihrer Pflege wachen konnte. Auf Gehorsam hielt er mit allem Ernste, doch wußte er wohl zu unterscheiden, ob Leichtsinn oder Motive edler Art die Uebertretung seiner Gebote verschuldet hatten, und im letzteren Falle verzieh er gern, wie er denn überhaupt bei aller Strenge es an Milde und Freundlichkeit nicht fehlen ließ und viel zu human war, um durch Rauhheit oder gar Rohheit den zarten Knaben einzuschüchtern.

Eine besonders veredelnde Einwirkung auf das Ge-

müthsleben der Kinder übte, im Verein mit der Lehre und dem Beispiel der frommen Mutter, des Vaters wahrhaft christlicher Sinn und Wandel. Einer alten guten Sitte getreu las er den Seinigen regelmäßig aus der Bibel vor und ließ keinen Tag vorübergehen, ohne im Kreise seiner Familie sein Herz in laut gesprochenen Morgen- und Abendgebeten zu Gott zu erheben. Der tiefe und nachhaltige Eindruck dieser Andachten war Christophinen noch im hohen Alter unvergeßlich. Friedrich, erzählt sie, sei zu denselben von seinen liebsten Spielen herbeigeeilt; die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, den Ausdruck der Andacht auf den reinen Zügen, die Hände mit Inbrunst gefaltet, habe er ein engelgleiches Aussehen dabei gehabt. Kamen doch die Worte des Vaters selbst aus einem kindlich gläubigen Herzen; wie hätten sich die kindlichen Seelen ihrer Wirkung entziehen können! Wohl hatte er, der bis auf sein Todtenbett in Worten und Werken den in ihnen ausgesprochenen Gefühlen und Grundsätzen getreu blieb, ein Recht, die von ihm verfaßten Gebete „die Rede seines Herzens" zu nennen, und diese Wahrhaftigkeit der Empfindung, der sich von selbst Wärme und Innigkeit des Vortrages gesellte, ließ nicht zu, daß sich, wie es nicht selten ist, die regelmäßigen Andachtsübungen in einen bloßen Dienst des Mundes verflachten. Die Familie Schiller hat jene Gebete pietätvoll als ein heiliges Vermächtniß ihres Ahnherrn aufbewahrt, und eine Enkelin des frommen Mannes, Emilie von Gleichen-Rußwurm,

hat zu dem hundertjährigen Geburtstage ihres großen Vaters der deutschen Nation ein köstliches, leider viel zu wenig gewürdigtes Geschenk mit ihrer Veröffentlichung gemacht.[4]) Wenn wir den Leser bitten, mit uns einen Augenblick bei diesen wahrhaftigen Zeugnissen echter Frömmigkeit zu verweilen, so verhehlen wir uns nicht die Schwierigkeit, aus Gebeten einen Auszug zu geben, und sehen unsre Aufgabe weit mehr darin, zu eigner Lektüre anzuregen, als dieselbe überflüssig zu machen.

Nicht an äußern Gütern hängt das Herz des Beters; von ihnen wünscht er sich nichts weiter, als was er nöthig habe, um sich nach seinem Stande ehrlich durch die Welt zu bringen. Desto eifriger ist er um seine unsterbliche Seele besorgt. Frömmigkeit und Tugend in Gesinnung und That zu üben, ist sein aufrichtiges Bestreben; aber er ist zu tief von dem Bewußtsein seiner menschlichen Schwachheit durchdrungen, als daß er sich vermäße, durch eigene Kraft die hohen Aufgaben des Christen zu erfüllen. Darum fleht er zu Gott im Gebet, alle Trägheit, Zerstreuung, Unachtsamkeit, Sorgen, Zweifel und Unglauben aus seinem Herzen zu verbannen und ihm die Kraft zu verleihen, sich aller unheiligen Gedanken zu enthalten und auch die allerersten sündlichen Regungen zu unterdrücken, damit kein böses Wort auf seine Zunge komme und keine seiner Handlungen den heiligen Geist betrübe. Mit reinem Gewissen, in Aufrichtigkeit, Lauterkeit und kindlicher Liebe möchte er seinem Schöpfer und Erhalter dienen. „O

heiliger Gott! — betet er — der Du die Wahrheit lieb hast, hingegen Lügen, Betrug und Heuchelei ernstlich hassest, laß mich doch ja in Gedanken, Worten und Werken gegen Dich und meinen Nächsten redlich sein, daß ich das in der That sei, wofür ich angesehen werden will, und daß Mund und Herz allweg mit einander übereinstimmen; daß alle meine Handlungen, als in Deiner Allgegenwart, gewissenhaft von mir verrichtet werden; daß ich fleißig sei in meinen Geschäften, solche nicht flüchtig, obenhin, oder betrüglich, sondern mit der möglichsten Aufmerksamkeit, Fleiß und Gewissenhaftigkeit ganz verrichte; daß ich das Böse vom Guten, das Nützliche vom Schädlichen und das wahrhaft Nothwendige vom Unnöthigen wohl unterscheide, und alle Zeit nur dasjenige zu thun erwählen möge, wodurch fördersamst Deine heilige Ehre veroffenbart, meinen Nächsten gedient und meine eigene zeitliche und ewige Glückseligkeit befördert werden kann.“ Inbrünstig fleht er Gott um die Kraft an, in Verleugnung seiner selbst und der Welt, in Demuth, Geduld und Heiligkeit dem erhabenen Beispiele Christi zu folgen; ihn bittet er um Weisheit und Verstand, damit er ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft werde, ihn um Beistand, damit er seine Christenpflicht gegen den Nächsten erfülle, dem Dürftigen mittheile, den Betrübten tröste, den Kranken besuche, gehorsam gegen seine Vorgesetzten, bescheiden gegen seines Gleichen, leutselig gegen seine Untergebenen, dankbar gegen seine Wohlthäter, aufrichtig gegen seine Freunde,

sanftmüthig gegen seine Feinde, mitleidig gegen Arme und Elende und liebreich gegen alle Menschen sei.

Für das, was Gott an ihm und den Seinigen thut, steigt aus seinem dankerfüllten Herzen unablässig Lob und Preis zu dem gnadenreichen Geber alles Guten empor. Ihm dankt er Gesundheit, Athem und Leben, ihm jegliche Erquickung des Leibes und der Seele, ihm die Festigkeit seines Glaubens und die trostreiche Hoffnung einer ewigen Glückseligkeit; da ist nichts, was er nicht von ihm hätte, von ihm hoffte. Voll Ergebung in die Fügung des Allweisen und Allbarmherzigen, erscheint ihm sein eigenes Schicksal, so wie es eben ist, vollkommen recht und immer als das beste unter allen Schicksalen, die ihn nach seinen Kräften und Fähigkeiten und nach dem Gebrauch derselben hätten zu Theil werden können. Auch die trüben Stunden machen ihn an Gottes Güte nicht irre: wie sollte er über sie murren, da sie ihn nicht unverschuldet heimsuchen und ihm gewiß nach Gottes weisem Rath zur Erreichung seiner ewigen Bestimmung heilsam, ja nothwendig sein werden? So sieht er denn getrosten Muthes allen bevorstehenden Uebeln entgegen. Gott wird Alles wohl machen; ihn hat er treu befunden von Jugend an und seinem Namen zu danken noch allezeit Ursache gehabt. Ihm will er auch ferner vertrauen, auf ihn alle seine Sorgen werfen, bei ihm Rath und That suchen, ihn für Alles, auch für Leid und Prüfung, loben, ihn über Alles lieben, ihn und seine

Eigenschaften, obschon noch unvollkommen, zu erkennen für seine höchste Seligkeit erachten.

Solche Gesinnungen, bethätigt in unsträflichem Wandel und verbunden mit steter Aufmunterung zum Rechtthun, zu Gebet und treuer Pflichterfüllung, fanden in den jungen Seelen eine bleibende Stätte.

III.

Der Abschied von Lorch wurde dem Hauptmann Schiller trotz manches erlittenen Ungemachs nicht leicht; sein umgänglicher Sinn und sein rechtschaffener Charakter auf der einen Seite, freundliches Entgegenkommen und warme Theilnahme guter Menschen auf der anderen hatten feste Bande geflochten, die er nun mit Schmerz zerreißen sah.

Als er nach dreijähriger Abwesenheit in seine alte Garnison Ludwigsburg zurückkehrte, hatte sich seine Familie kurz vorher um ein Töchterchen, die am 24. Januar 1766 geborne Louise Dorothea Katharina, vermehrt. Sie wurde den Eltern zur Freude ihres Alters erhalten, während zwei andere ihnen geschenkte Kinder, Maria Charlotte (1768) und Beata Friederike (1773), in früher Jugend dahinstarben.

Vater Schiller bezog eine Wohnung im Hause des Hof- und Kanzleibuchdruckers Cotta, der nicht lange da-

rauf den Verlag seiner ersten Schrift übernahm und dessen Sohn dereinst als Verleger und Freund in so nahe Beziehungen zu Schiller dem Dichter treten sollte. An seinem Hausgenossen, dem Hauptmann von Hoven, fand er einen wackern Freund und an dessen wohlgearteten Söhnen willkommene Gespielen für seinen Friedrich. Der ältere derselben, Wilhelm, hat in seiner Selbstbiographie werthvolle Aufzeichnungen über Vater und Sohn aus dieser und späterer Zeit niedergelegt. Jener, bezeugt er, habe damals Alles daran gesetzt, daß sein Sohn etwas Tüchtiges lerne; nie habe ihm der Knabe genug gethan, wenn auch die Lehrer zufrieden gewesen seien. Konnte er doch die Bevorzugung seines einzigen Sohnes durch eine besonders sorgfältige Ausbildung seiner vortrefflichen Anlagen und die Opfer, welche dieselbe erforderte, nur dann mit der streng und gerecht abwägenden Fürsorge für alle die Seinen vereinigen, wenn er darauf rechnen durfte, jene Opfer nicht umsonst zu bringen und der Familie einstmals in dem Sohn und Bruder eine sichere Stütze zu hinterlassen. „Deine Familie zählt auf Dich!“ — so ward schon dem Knaben eingeprägt. Das Bewußtsein der hieraus fließenden Aufgaben und Verpflichtungen hat ihn seitdem nie mehr verlassen. Oft lastete es bleischwer auf den Fittichen seiner emporstrebenden Seele und drohte ihren Aufschwung zu lähmen; erschütternde Conflicte zwischen Neigung und Pflicht beschwor es in der Brust des Jünglings herauf, aber es warnte ihn auch mit rettendem

Mahnrufe, wenn er sich selbst zu verlieren in Gefahr stand, und — was von unschätzbarer Wichtigkeit für seine Charakterbildung ward — es befestigte ihn in jener Liebe, welche nicht das Ihre sucht, sondern erst in dem selbstlosen Wirken für Andere wahres Genügen findet.

Von dem sorgsamen Vater ohne Unterlaß zu redlichem Bemühen angespornt, empfahl sich der begabte Knabe seinen Lehrern durch musterhaften Fleiß so sehr, daß sie, als der Herzog für seine auf der Solitüde errichtete Erziehungsanstalt sich nach besonders würdigen und geeigneten Zöglingen umsah, die Aufnahme des jungen Schiller lebhaft befürworteten.

Eine nähere Prüfung der mit dieser Angelegenheit in Verbindung stehenden Vorgänge im Schooße der Familie nöthigt uns, der landläufigen Auffassung, welche dem Charakter und den Ansichten des trefflichen Mannes wenig entspricht, in einigen wichtigen Punkten entgegenzutreten.

Als der Herzog dem Hauptmann Schiller die kostenfreie Erziehung seines Sohnes in dem neugegründeten Institute anbot, mochte dieser Beweis landesherrlicher Huld denen, welche damit beglückt werden sollten, zunächst in einem sehr zweideutigen Lichte erscheinen und eine nicht geringe Aufregung in dem friedlichen Kreise der Familie hervorrufen. Schon in Lorch hatte Friedrich eine entschiedene Neigung für den geistlichen Beruf gefaßt und ihr zur Freude der Eltern in kindlichen Versuchen Aus-

druck gegeben. Sie war von den Angehörigen gehegt und gepflegt; selbst der besonnene Vater hatte bei seiner Vorliebe für den geistlichen Stand und bei den günstigen Aussichten, die derselbe für die Zukunft seines Sohnes und der ganzen Familie bot, an das Mißliche so früher Entscheidung für einen bestimmten Beruf niemals gedacht. Jetzt sollten alle die schönen Hoffnungen in Trümmer gehen, da auf der herzoglichen Erziehungsanstalt für theologische Ausbildung nicht gesorgt war. Am meisten widerstand es sicherlich dem damals dreizehnjährigen Knaben, welchem frühzeitig Festigkeit und Beharrlichkeit in seinen Entschlüssen eingepflanzt und zur Pflicht gemacht war, einer scheinbaren Laune, und wenn es auch die eines Fürsten war, seine verheißungsvollen, lange gehegten Zukunftsträume zum Opfer zu bringen. Wir dürfen annehmen, daß er in seinem Widerstreben von der Mutter und der ältesten Schwester kräftig unterstützt ward. Der Vater konnte sich anfangs nicht entschließen, seine Autorität, auf die er sonst stets mit aller Entschiedenheit hielt, in diesem Falle despotisch zur Geltung zu bringen. Selbst als der Herzog nach einiger Zeit seinen Wunsch noch zwei Mal wiederholte, würde nicht einmal die Besorgniß, durch fortgesetzte Weigerung sich die Ungnade seines Gebieters zuzuziehen, so sehr ihm auch bei seiner völligen Abhängigkeit vom Herzoge an der Huld derselben gelegen sein mußte, ihn zur Einwilligung in dessen Vorschlag bewogen haben, wenn er nicht inzwischen die Ueberzeugung

gewonnen hätte, daß er dadurch für das Wohl seines Kindes und seiner Familie ungleich besser sorge. Entscheidend für ihn war das nunmehr bestimmt gegebene Versprechen seines Fürsten, daß der Eintritt in das Institut dem jungen Menschen einst eine besonders gute Anstellung in seinen Diensten sichern solle. Im Uebrigen war es bekannt, daß auf der Solitüde für Körper und Geist der Zöglinge vortrefflich gesorgt war; die strenge Zucht, die dort herrschte, konnte nach der Ueberzeugung des aller Verzärtelung feindlichen Mannes für seinen Sohn, der nach eigenem Geständniß damals zu Eigensinn, Hitze und Ungeduld neigte, nur von Segen sein, und da er ihn nun doch bald aus seiner unmittelbaren Aufsicht entlassen mußte, so durfte er ihn mit größerer Beruhigung, als in andere Hände, der bewährten Leitung einer Anstalt übergeben, welcher der Herzog persönlich Aufmerksamkeit und Fürsorge widmete. Gegen solche Erwägungen durfte die Abneigung des unreifen Knaben, die, wie er hoffen konnte, besserer Einsicht weichen würde, nicht in die Wagschale fallen.

Unter diesen Umständen wird man sich nicht zu der bedenklichen Annahme zu entschließen brauchen, daß Vater Schiller „gute Miene zum bösen Spiel gemacht" oder, schärfer und bestimmter ausgedrückt, sein Wahrheitsgefühl schnöde verleugnet habe, als er in einem Schreiben, in welchem er seinen Sohn bei dessen Aufnahme in die „Pflanzschule" dem Intendanten derselben, Oberst von Seeger,

empfahl, von Dank über die ihm hierdurch erwiesene Gnade des Herzogs überfloß. Dieser Brief lautete folgendermaßen:

„Wohlgeborener Herr,

Insonders hochzuverehrenster Herr Obristwachtmeister.

In schuldigster Folge des mir gemachten Auftrages habe anmit die Ehre, in dem Anschluß den Taufschein von meinem Sohn gehorsamst an Euer Wohlgeboren zu übersenden. Ganz durchdrungen von den letzthin selbst bemerkten Wirkungen der zum Wachsthum der herz. Mil. Pflanz-Schule vorkehrenden großen Anstalten und von der glücklichsten Aussicht für meinen Sohn, weiß ich nicht Worte zu finden, mit denen ich meine tiefste Dankbarkeit und Ehrfurcht gegen Seine herz. Durchlaucht nur einigermaßen ausdrücken könnte. Wäre es möglich, durch Gebete und Wünsche das endliche Loos aller Menschen abzuändern, so müßte Unsterblichkeit vom Himmel herniedersteigen und dem besten, dem weisesten und gnädigsten Landesregenten, unserem durchlauchtigsten Herzog, zu Theil werden, doch, wer wird hieran zweifeln, da der Saame des unschätzbaren Guten, welchen höchstdieselben mit eigenen höchsten Händen in die zarten Herzen ganzer künftiger Geschlechter ausstreuen, für die Ewigkeit reift? Wenn nach verflossenen Jahrhunderten unsere Enkel das Gepräge der Tugend und Weisheit noch an sich tragen, werden sie nicht alsdann noch erkennen und sagen: das haben wir dem großen Herzog Karl zu verdanken; Sein Name und Sein Thun sei bei uns in Segen!

Möchten doch alle Pflänzlinge ihre große Bestimmung erkennen und sich derselben gemäß verhalten! Möchte auch besonders mein Sohn die Erwartung von ihm rechtfertigen! An meinen Ermahnungen soll es niemals fehlen, wenn es mir anizt gnädigst erlaubt ist, durch solche zu seiner Aufmunterung etwas beizutragen.

Von seinem lenksamen Herzen sowohl, als von den edeln Gesinnungen Euer Wohlgeboren vollkommen versichert, empfehle ich mich sammt diesem meinem Sohne zu deroselben schätzbarer Gewogenheit, und bin mit der größten Hochachtung und Ergebenheit

Euer Wohlgeboren

ganz gehorsamster Diener

Schiller, Hauptmann. [5])

Ludwigsburg, d. 18. Januarii 1773.

Das klingt freilich sehr absonderlich; wer heute in diesem Tone von einem Fürsten von der Qualität des Herzogs Karl schreiben wollte, würde dem gerechten Vorwurfe unwürdiger Schmeichelei nicht entgehen. Aber andere Zeiten andere Formen; und mehr als die Form ist es doch kaum, was uns bei unbefangener Auffassung an diesem Schreiben anstößig sein kann. Thatsächlich war dem schlecht besoldeten Offizier durch die unentgeltliche Aufnahme seines Sohnes in eine mit den ausreichendsten Mitteln und mit auserlesenen Lehrkräften ausgerüstete, unter der besonderen Obhut ihres fürstlichen Stifters stehende Lehranstalt eine schwere Sorge abgenommen; die Entbehrungen, welche

des Sohnes Erziehung der Familie auferlegte, waren dadurch auf ein geringes Maß zurückgeführt, da die Beisteuer zu den Kosten derselben sich fast nur auf die Anschaffung der nöthigen Lehrbücher erstreckte; endlich ließ das Versprechen einer einstigen guten Anstellung mit ruhigerer Seele in die sonst so ungewisse Zukunft blicken. Sollte dies Alles nicht hinreichen, um bei einem Manne, der sich bei jeder Gelegenheit von dankbarer Gesinnung gegen Gott und seine irdischen Wohlthäter erfüllt zeigte, einen ungewöhnlich warmen, vielleicht übertriebenen Ausdruck derselben zu rechtfertigen oder wenigstens begreiflich zu machen? Man darf auch nicht vergessen, daß jener Brief nicht an den Herzog direct gerichtet war und daß er nicht vor, sondern nach erwiesener Wohlthat abgefaßt ist, also an unlautere Motive nicht denken läßt. Wer sich trotzdem nicht entschließen mag, den Verfasser des oben mitgetheilten Schreibens von niedriger Schmeichelei freizusprechen, der lese unter anderen Lobpreisungen, welche der spätere Verherrlicher des Männerstolzes vor Königsthronen demselben Herzog Karl spendet, die von dem zwanzigjährigen Jünglinge in der Rede: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstande zur Tugend?" seinem Gönner in das Gesicht gesagten — und wenn er solche Ueberschwänglichkeiten dem Drange der Dankbarkeit nicht zu gute halten will, so verdamme er den Sohn mit dem Vater. —

So ließ denn dieser den dreizehnjährigen Knaben

mit dem festen Vertrauen von sich, daß das persönliche Opfer, welches er durch die Trennung von seinem einzigen Sohne der Zukunft desselben bringe, zum Segen ausschlagen werde. Irrte er sich hierin, so war es nicht seine Schuld; daß er auch bei diesem Schritte, wie stets, das Wohl der Seinigen allein im Auge hatte, unterliegt keinem Zweifel.

In seiner äußeren Stellung war seit dem Jahre 1770 dadurch eine Veränderung eingetreten, daß er, bis dahin nur Titularhauptmann, eine eigene Compagnie bekommen hatte. Er hätte aber nicht den nimmer ruhenden Trieb nach Uebung und Bethätigung seiner Kräfte und den gründlichen Haß gegen Müßiggang haben müssen, die so tief in seinem Wesen wurzelten, wenn er sich mit der geringen Arbeit, die ihm sein Beruf auch jetzt noch auferlegte, hätte begnügen sollen. Zwar fehlte es nicht an gelegentlichen Nebenbeschäftigungen, zu denen man ihn gern heranzog, wo es eines tüchtigen und umsichtigen Mannes bedurfte, wie im Jahre 1773, wo er mit täglich 60 Mann von der Ludwigsburger Garnison an den Eglosheimer See auf Arbeit commandirt wurde; allein solche Gelegenheiten, sich praktisch thätig zu zeigen, waren doch zu vereinzelt, um ihm das zu seiner innersten Befriedigung unentbehrliche Gefühl zu geben, daß er gerade so viel leiste, wie seine Kräfte und Gaben zuließen. Schaffen und Wirken war sein Lebensnerv, und so konnte ihm auch das nur aufnehmende Studium der Mathematik und der Sprachen, durch welches er in seinen freien Stunden

seinen Geist zu bilden und zu bereichern strebte, nicht über ein gewißes Mißbehagen an seiner gegenwärtigen Stellung hinweghelfen. In seinem hastigen Suchen nach ausreichender Thätigkeit auf einem seinen Wünschen entsprechenden Felde konnte er, wie es geschehen ist, solchen, die sein Naturell nicht verstanden, sogar als ein „im Grunde abenteuerlicher, schiefer, meist über seltsamen Gedanken und Entwürfen brütender Kopf" erscheinen, was er in der That niemals gewesen ist. Endlich zeigte ihm ein gütiges Geschick den Weg zu einer Lebensstellung, die, wie keine andere der bisher von ihm eingenommenen, mit seinen natürlichen Anlagen harmonirte und zu der vielleicht kein Mensch so geeignet war wie gerade er. Als Wundarzt und Soldat hatte er sich nie recht an seinem Platze gefühlt, wenn er auch seinen Beruf mit dem Ernste, der Pflichttreue und der Gewissenhaftigkeit erfüllt hatte, die in seinem Charakter lagen; jetzt erst sollte sich ihm eine Laufbahn öffnen, die ihm erlaubte, in freudigem Wirken den ganzen Umfang seines Könnens zu offenbaren.

Wie das zugegangen sei, hat er selbst in seinem Lebenslaufe erzählt, und seine älteste Tochter hat diese Mittheilung später aus den Erinnerungen der Familie vervollständigt. Von Jugend auf, sagt er, habe er, theils durch eine angeborene Neigung dazu gestimmt, theils bei seiner Erziehung dazu angehalten, immer viel Vergnügen an landwirthschaftlichen Beschäftigungen gefunden, aber „ohne in den Augen des vornehmen Pöbels seinen Offizier=

charakter zu beleidigen" lange nichts darin vornehmen können, bis er auf die Baumzucht gerathen sei. Er legte also während seiner Mußestunden in dem zu seiner Ludwigsburger Wohnung gehörigen Garten eine kleine Baumschule an, welche unter seiner kundigen und sorgsamen Pflege in kurzer Zeit so erfreulich gedieh, daß er sie seinen Kameraden mit gerechter Befriedigung zeigen konnte. Durch diese erfuhr der Herzog davon; er ließ den Schöpfer der ihm gerühmten Anlage zu sich berufen, fragte ihn, ob er sich gerne mit solchen Gegenständen beschäftige, und erklärte auf die bejahende Antwort, daß er längst im Sinne habe, auf der Solitüde eine große Baumschule zu errichten, in welcher in Zukunft alle Bäume für seine Gärten wie auch für alle Landstraßen Würtembergs gezogen werden sollten; wenn also Schiller diese Aufgabe übernehmen wolle, so könne er sich auf der Solitüde einen dazu schicklichen Platz auswählen. Kein Auftrag hätte diesem erwünschter kommen können, und er machte sich mit der ihm eigenen Energie sofort an die Ausführung. Nach wenigen Tagen schon hatte er sich auf dem künftigen Schauplatze seiner Thätigkeit orientirt, einen geeigneten Platz ermittelt und eine Zeichnung entworfen, um seine Pläne dem Herzoge zu veranschaulichen. Dieser war vollkommen damit zufrieden und befahl, wie denn auch er kein Mann des Zauderns war, seinem neuen „Intendanten", für dessen Familie bereits ein hübsches Logis auf der Solitüde eingerichtet war, ohne Verzug an das Werk zu gehen.

IV.

Wenn je ein Beamter wohlvorbereitet in den ihm zugewiesenen Wirkungskreis eingetreten ist, so war es der neuernannte Intendant der Solitüde. Die geschickte und glückliche Pflege einer bloßen Privatliebhaberei — und mehr war doch seine Ludwigsburger Baumpflanzung nicht, so gut sie ihm auch gelungen war — mochte zwar dem Herzoge eine ausreichende Bürgschaft für seine Tüchtigkeit gewähren, sie würde ihm selbst aber bei seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit allein nimmermehr den Muth gegeben haben, einen Posten zu übernehmen, wie er ihm jetzt durch das Vertrauen seines Landesherrn übertragen ward. In der That hatte er längst durch einen weit vollwichtigeren Beweis dargethan, daß er das Gebiet, auf welchem er sich bewähren sollte, nicht nur als Dilettant und nicht nur in beschränkter Ausdehnung kannte, sondern es als Meister und in seinem ganzen Umfange, ja über seine eigentlichen Grenzen hinaus beherrschte. Seine

Erstlingsschrift, in welcher jener Beweis geliefert war, ist so reich an wichtigen Beiträgen zur näheren Kenntniß ihres Verfassers, daß wir nicht unterlassen dürfen, bei ihr zu verweilen, bevor wir ihn selbst auf das neue Feld seiner praktischen Wirksamkeit begleiten.

Die Anregung dazu, sich „ein mehreres und soviel es ohne Anleitung und ohne Abbruch seiner Dienstgeschäfte geschehen könnte," auf die Schriftstellerei zu legen, verdankte er einem nahen Verwandten, Johann Friedrich Schiller, einem Pathen seines Fritz. Die glückliche Muße in Lorch und die vielen dienstfreien Stunden des Garnisonlebens in Ludwigsburg konnten der Ausführung des einmal gefaßten Entschlusses nur förderlich sein, und so entstanden in den Jahren 1763—68 die „Betrachtungen über Landwirthschaftliche Dinge in dem Herzogthum Würtemberg, aufgesezt von einem Herzoglichen Offizier. Stuttgard, bei Christoph Friederich Cotta, Hof- und Canzley-Buchdrucker. 1767.8."

Dieses Buch gehört, wie die späteren literarischen Arbeiten desselben Verfassers, in das Gebiet der Fachschriften und ist gleich jenen im Laufe der Zeit zu einer Seltenheit geworden. Da hiernach kaum anzunehmen ist, daß unsere Leser der schriftstellerischen Thätigkeit Vater Schillers ein eigenes Studium widmen werden, so dürften einige Mittheilungen aus seinem ersten und in mancher Hinsicht interessantesten Werke, namentlich soweit dieselben dem Zwecke eines Lebensbildes dienen, nicht unwillkommen sein.

Die „Betrachtungen rc. kündigen sich als den ersten Band der „Oekonomischen Beiträge zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstandes" an; jedoch wurde der Plan, weitere Bände unter diesem allgemeinen Titel folgen zu lassen, später aufgegeben. Die Schrift zerfällt in fünf „Stücke" und eine „Zugabe." Das erste Stück handelt vom Ackerbau (S. 1—67), das zweite vom Weinbau (S. 68—142), das dritte von der Viehzucht (S. 143—250), das vierte von der Baumzucht (S. 251—281), das fünfte von ländlichen Gewerben (S. 382—523), die Zugabe enthält einen „Entwurf allgemeiner Fragen, die Untersuchung der sich auf die Feldwirthschaft, Künste und Gewerbe beziehenden Dinge betreffend" (S. 1—66). Die das Ganze einleitende Vorrede und die jedem einzelnen Stücke voraufgeschickten Vorberichte sind durch ihre subjective Färbung und durch die Aufschlüsse, welche sie über die Meinungen, Grundsätze und Absichten des Verfassers geben, unserer Beachtung ganz besonders werth.

Die Wahl seines Gegenstandes rechtfertigt er in der allgemeinen Vorrede durch die jedem Menschen angeborene Neigung, „seinen äußeren Zustand vollkommener zu machen, oder seine zeitliche Glückseligkeit nach dem Umfang seiner Einsichten best möglichst zu fördern.[6]) Hiernach zu streben und zugleich die andringenden Uebel auf die thunlichste und behendeste Weise von uns zu entfernen und abzuwenden, sei unsere Pflicht. „Wann wir nun, heißt es weiter, um und neben uns entweder einzelne Menschen, oder weiters

entfernt, ganze Staaten, Länder und Völker wissen, welche nach unserer Meinung glücklicher als wir sind: so fragen wir uns selbst, oder wir fragen sie, wie, und auf welchem Weg sie zu diesem Vorzug gekommen seyen, und bestreben uns alsdenn ihnen nachzufolgen. Daher kommen die Nachahmungen großer Dinge im Kleinen, durch welche nicht selten ein geringer Krämer zum Wechselherrn hinaufgestiegen, oder aus einem kleinen Strich Landes ein formidabler Staat geworden ist."

Dieser Zug in der Natur des Einzelnen soll sich aber nicht selbstsüchtig auf die Verfolgung persönlicher Vortheile beschränken, sondern einem höheren Ziele, dem allgemeinen Besten, dienstbar gemacht werden. Der Hauch eines ebenso aufrichtigen wie besonnenen Patriotismus, der sich in vernünftiger Berücksichtigung der durch die absolutistische Staatsform gezogenen Schranken eitler politischer Träumereien enthält und zunächst auf die Hebung der materiellen Wohlfahrt des durch die unsinnige Verschwendung Herzog Karls völlig ausgesogenen und fast ruinirten Vaterlandes richtet, durchweht die Worte: „Es ist der allgemeine Wohlstand eines Volkes oder einer Gesellschaft weit beträchtlicher als die Glückseligkeit eines einzelnen Privat-Menschens, und da wir vernünftiger Weise immerhin das Wichtigste dem nicht so Wichtigen vorziehen sollen: so sind wir auch dahin verbunden, wenigstens eben so stark an der Beförderung des gemein- als unsers besondern Wohlstands zu arbeiten, um so mehr, als der

allgemeine Wohlstand, eines jeden besondere Glückseligkeit in sich schließt oder nach sich ziehet. Diese Verbindlichkeit erstreckt sich auf alle Glieder der Gesellschaft. Sie ist ein allgemeines Natur-Gesetz von welchem sich niemand ausschliessen kann, und wer sich desselben entziehen will, ist seines Daseyns auf der Welt nicht würdig. Man sage auch nicht, daß es Fälle gäbe, in welchen die Ausübung dieser Pflicht schlechterdings unmöglich sey, sondern untersuche vielmehr den Willen als das Vermögen der Menschen, und man wird finden, daß dieses meist von jenem abhange, und daß ein jeder nach dem Verhältniß seines einzeln Zustandes mit dem Ganzen hinlänglich fähig sey, wenigstens etwas zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt beyzutragen."

Von solchen Grundsätzen geleitet und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Hebung des öffentlichen Wohlstandes nur dann zu erwarten sei, wenn Regierende und Regierte, jeder an seinem Theil, redlich sich der ihnen zugewiesenen Aufgabe unterziehen, und daß letztere gerade durch unausgesetzte Verbesserung der „Feldwirthschaftlichen Dinge, Künste und Gewerbe" jene Aussicht am sichersten zu verwirklichen vermögen, unternimmt er es, durch Mittheilung vortheilhafter Vorschläge und durch Aufmunterung zu rüstigem Vorwärtsstreben in der bezeichneten Richtung die materielle Wohlfahrt seiner Mitbürger nach bestem Wissen und Vermögen zu fördern.

In dem Vorbericht zum ersten Stücke begegnet er

dem Befremden seiner Leser, daß ein Offizier sich mit diesem, seinem Berufe so fern liegenden Gegenstande beschäftige. Man werde sich wundern, daß ein Soldat sich die Mühe gegeben habe, über bürgerliche Dinge Betrachtungen anzustellen, indem fast jedermann glaube, daß Soldaten sich um das, was im Bürgerstande zu wissen nothwendig sei, wenig bekümmerten; auch werde man fragen, wie ein Soldat, wenn er 20 Jahre im Militärstande gelebt, ein Geschick haben könne, von bürgerlichen Dingen nur etwas erträgliches, geschweige denn gründliches zu schreiben. In Wahrheit habe die bloße lange Weile, während andere Geschäfte seine übrige Zeit nicht erfordert, diese Betrachtungen bei ihm ausgeheckt; was aber die Fähigkeit dazu betreffe — setzt er in gerechtem Selbstbewußtsein hinzu — so werde er zwar wohlgemeinte Erinnerungen sich gern gefallen laßen, hingegen aber gar nicht leiden, wenn solche nur nach einer eiteln Tadelsucht schmecken sollten, „als in welchem Fall ich deren Urheber gleichbalden die Fehde ankündigen müßte".

Mit der gleichen Entschiedenheit seiner streitbaren Natur geht er allen geheimen und offenen Feinden seiner wohlgemeinten Bestrebungen zu Leibe. Mit besonderer Energie nimmt er den Kampf gegen den alten Schlendrian auf, der stumpfsinnig bei dem Ueberlieferten stehen bleibt und allem Neuen, so verheißungsvoll es auch sein mag, zähen Widerstand entgegensetzt. Er erklärt ausdrücklich, daß er seine Vorschläge vornehmlich gegen die Unachtsam-

keit, die Vorurtheile und die Nachlässigkeit seiner Landsleute richte, und eifert gegen die Macht der Gewohnheit, die es zu keinen Versuchen des Bessermachens kommen lasse oder, wenn man sich ja dazu entschliße, hindere, daß man den nöthigen Fleiß anwende, um nur die Sache als unmöglich angeben und seine Vorurtheile damit beschönigen zu können. Die Sophistik der Trägheit und Lauheit, welche sich hinter Scheingründen verschanzt und selbstveranlaßte Umstände für unübersteigliche Hemmnisse ausgiebt, vermag vor seinem hellen Verstande nicht zu bestehen. Die Unentschlossenheit nennt er „eine Schwachheit, unter welcher die favorabelsten Umstände der Zeit und Gelegenheit entweder ungebraucht dahinstreichen, oder wenn je auch ein Anfang gemacht wird, und es nicht alsobald nach Wunsch fortgehet, eine Sache von der besten Aussicht für die Zukunft in ihr voriges Nichts wiederum zurücke sinket.“ Niemand konnte diese Schwachheit aufrichtiger hassen und Niemand wirksamere Mittel zu ihrer Bekämpfung empfehlen, als er, der von Jugend auf Thatkraft, Consequenz und Beharrlichkeit als die Hauptzierden eines männlichen Charakters geschätzt und bei sich selbst gepflegt hatte. Wenn sein Sohn später als wohlthätige Begleiterin durch das Leben neben der Freundschaft am höchsten die „Beschäftigung“ pries, „die nie ermattet“, so bewährte er sich dadurch als echten Sproß des Mannes, den niemals der erste Anblick von schwierigen Aufgaben abschreckte, der vielmehr, auf die Zeit und die Früchte

nachhaltigen Fleißes rechnend, nachdem er mit klugem Sinne seine Sachen angegriffen hatte, mit unbeirrtem Ernst und Eifer den vorgesteckten Zielen zustrebte und von geringen Anfängen siegreich zu immer bedeutenderen Leistungen fortschritt, bis er, wie wir später sehen werden, durch wahrhaft großartige Erfolge beweisen konnte, wie weit es fester Wille im Bunde mit unermüdlicher Ausdauer zu bringen vermögen. Es kommt, ruft er den Schlaffen und Unentschlossenen unter seinen Landsleuten zu, einzig auf energische Unternehmung der Arbeiten an; geht mit Ernst, Fleiß und Nachdruck daran und fahrt nach einem guten Anfang darin fort; denkt an Holland und Seeland, wo Fleiß und Arbeit aus einem Chaos von Sand und Wasser beinahe ein irdisches Paradies gemacht haben!

Es ist kein Zufall, daß ein Mann von solchen Grundsätzen eine besondere Vorliebe für dasjenige Gebiet der Landwirthschaft besaß, welches weniger als alle anderen durch augenblickliche Erfolge lohnt und mehr als sie hingebende Beharrlichkeit erfordert, um am Ende freilich desto sicherer und dauernder Fleiß und Kraft zu vergelten. Bedurfte doch eine Baumschule, seine Lieblingsidee, nicht weniger als 8 Jahre voll mühseliger Arbeit und Pflege, ehe die jungen Stämme auch nur herausgenommen und an Ort und Stelle versetzt werden konnten, wo sie stehen bleiben durften. Aber wenn auch der ganze und große Vortheil derartiger Anlagen erst nach Verlauf vieler Jahre zu erwarten sei, so dürfe man, meint er, sich doch durch

kleinliche und engherzige Rücksichten nicht abhalten lassen, fruchtbare Bäume an Viehweiden und Straßen zu setzen, ja ganze Wälder davon anzulegen und so die angenehme Gelegenheit wahrzunehmen, „zum Nuzen und Vergnügen des Publici etwas zu veranstalten“. Wie hoch er den Segen der Baumcultur für Land und Leute anschlug und wie sehr sie ihm aus diesem Grunde am Herzen lag, das beweist zur Genüge die Eindringlichkeit und Wärme, mit der er sie der Beachtung seiner Leser empfiehlt. „Die Baumzucht, sagt er, verschafft denenjenigen, die sich damit bemühen, einen angenehmen Theil ihrer Nahrung; Sie gereichet zur Zierde eines Landes, zur Reinigung der Luft, zum Schuz und Schatten, und hat überhaupt noch in vielen andren Dingen ihren treflichen Nutzen, zur Nothdurft, Lust und Bequemlichkeit des Lebens für Menschen und Thiere; als welches unsere Vor-Eltern, vielleicht schon vor einigen Tausend Jahren, gar wohl erkannt, indem sie eine lange Zeit ihre meiste Nahrung nur von Bäumen genommen und unter deren Schatten ihre Wohnungen aufgeschlagen hatten“. „Von allem — heißt es fan einer andern Stelle — was die Menschen in Feldwirthschaftlichen Dingen ihrer Nachkommenschaft zum guten Gedächtniß stiften mögen, ist nichts würdiger, dauerhafter, geschickt und vortheilhafter, auch nichts, welches weniger Mühe kostet, als die Baumzucht. Besonders sind die fruchtbaren Bäume, vor andern, die nur zur Zierde dienten, werth, daß man sie pflanzet, und es schämen sich Prinzen

nicht, selbst eigenhändig damit umzugehen, vielleicht auch darum, weil sie geschickt sind, die Nachkommenschaft an das gute Werk ihre Pflanzung zu erinnern". Für ihn selbst war dies ein wichtiger Beweggrund mehr, der ihn zu diesem Zweige landwirthschaftlicher Thätigkeit hinzog. Ein edler Ehrgeiz, den er als Antrieb zum Streben nach den höchsten Zielen auf seinen Sohn vererbt hat, ließ ihn in der rühmlichen Fortdauer seines Namens bei späteren dankbaren Geschlechtern einen aller Anstrengung werthen Preis erblicken, der dem fleißigen Pflanzer nutzbarer Bäume sicherer sei, als dem Vollbringer so mancher von der Mitwelt angestaunten Thaten und Unternehmungen. „Die einzige Betrachtung, äußert er, daß die Baumzucht ein Denkmahl unsers Daseyns für die Nachkommen abgibet, und daß sie bei denselben Dank und Hochachtung gegen den Fleiß ihrer Vor-Eltern, ja selbst einen Trieb zur Nachahmung erwecken müsse, sollte hinlänglich seyn, sich über alle Bedenklichkeiten hinweg zu setzen, und zu deren möglichsten Beförderung bestimmen zu lassen. — Man bauet, nicht selten überflüssig, Häuser und Palläste, der Nachkommenschaft öfters mehr zur Beschwerde, als zum wahren Nuzen — Man applaniret Berge und Thäler; Man gibet denen Flüssen einen andern Lauf und durchwühlt die Erde bis in ihr Eingeweyd, um etwan in hundert Jahren wiederum so viel Gold und Silber zu bekommen, als man bey unsäglicher Mühe, Arbeit und Sorgen in zehen Jahren mit unschicklichen

Unternehmungen gleichsam verschwendet, und achtet es für eine denen Bemühungen der Menschen nicht würdig genug scheinende Sache, zum Denckmal ihres Daseyns nur Bäume zu pflanzen, da doch ein dergleichen Baum öfters alle diese Unternehmungen überlebt, und bis in sein Ende dem Besizer desselben einen reichlichen Tribut abstattet".

An die Motive, welche ihm selbst die Feder führen, an die warme Fürsorge für die Wohlfahrt der Mitbürger, den patriotischen Sinn und ein edles Streben nach einem guten Gedächtniß bei der Nachwelt, appellirt er auch bei seinen Landsleuten, um ihre stumpfe Gleichgiltigkeit zu überwinden und sie zu rührigem Eifer anzuspornen. Bei jeder Gelegenheit preist er den hochherzigen Willen, für den Wohlstand Anderer thätig zu sein. „Ein solch menschenwürdige Absicht, sagt er, kann eben so wenig von der Vorsehung unbelohnt bleiben als die daraus fliessende Vortheile bey der Nachkommenschaft in Vergessenheit kommen werden." „Möchte doch — ruft er an einer anderen Stelle aus, wo er Vorschläge zur Hebung der Eisenindustrie thut — eine edle Ruhm-Begierde und ein patriotischer Eifer für das allgemeine Beste, sich zu denen Privat-Absichten bei derley Unternehmungen gesellen, und besonders diejenigen meiner Landsleute, welche von der Vorsehung mit genugsamen Mitteln hierzu, gesegnet sind, dahin bestimmen helffen, Werke, die zu dem Unterhalt vieler Menschen, zur Ehre des Vaterlandes und zum

immerwährenden Ruhm ihres Stiffters gereichen müssen, trotz allen Bedenklichkeiten, getrost und entschlossen über sich zu nehmen und deren Fortsetzung bis zu dem möglichsten Grade der Vollkommenheit zu verfolgen". Doch trägt er um der Sache willen kein Bedenken, auch minder lautere Triebe der menschlichen Natur zur Unterstützung seiner guten Absichten aufzurufen. „Wenn, sagt er, die bloße Moralitaet einer guten Handlung, den Willen des Menschen nicht exitiren will, so finden sich noch andre Wege, und man kan ihm etwa auf der schwächeren Seite besser beykommen. Es ist doch wohl kein Mensch ohne Ehr-Begierde, oder, dem es ganz gleichgültig wäre, vorzüglich geehret oder nicht geachtet zu seyn. — Es giebet nicht nur einzelne Menschen, sondern ganze Nationen in der Welt, welche um der Ehre willen, alles thun und leyden können. Ein solcher mächtiger Hang zur Ehre wird doch schwerlich der Himmels-Gegend zugeschrieben werden wollen, sondern vielmehr ein jeder mit mir bekennen müssen, daß die meisten Leidenschaften und Neigungen der Menschen, Früchte der Erziehung und Gewohnheit seyen".

Der Erziehung schreibt er deshalb eine hohe Bedeutung für das Gemeinwohl zu und dringt darauf, ihr und dem Unterricht, namentlich in den verwahrlosten unteren Volksschichten, eine weit größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, als bis dahin in seiner Heimath geschehen war. „Wenn man, äußert er, im Herzogthum Würtem-

berg und besonders bey dem Land=Volk meist nur Einfalt, Vorurtheile und Unsittlichkeiten wahrnimmt, so gedenke man doch nicht, daß die Landes=Gegend es also mit sich bringe und daß eine schwäbische Seele nicht sollte besser und edler denken können; sondern man versichere sich, daß es schlechterdings an der Auferziehung fehle.“ Bis es damit besser geworden sei, hält er, ganz im Geiste jener Zeit, energisches Eingreifen von oben her auf dem Wege zweckmäßiger und streng durchgeführter landesherrlicher Verordnungen und obrigkeitlicher Verfügungen für nothwendig, ohne freilich ihren Einfluß im entferntesten dem Segen einer alle Schichten durchdringenden Aufklärung und Veredelung des Volkes gleichzustellen. So wird auch die beste Polizei vergeblich wider Untreue und Betrug, die schlimmsten Feinde alles Handels und Wandels, kämpfen, „wenn nicht das zum Bösen geneigte menschliche Herz von innen besser gebildet und durch eine sorgsamere Auferziehung der Jugend die Kräften des Verstandes auf eine andere Seite gelenkt werden, auf welcher man den Vorzug der Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit überzeugend erkennen und darzu angereizt werden kan“. —

Nöthigen uns solche gelegentlichen Bemerkungen Achtung vor der Denkart des trefflichen Mannes ab, so giebt ein Blick auf den sachlichen Inhalt der Erstlingsschrift einen nicht geringen Begriff von der geistigen Kraft, der gründlichen Fachbildung und dem gediegenen Wissen des Verfassers. Die Vorzüge und Verdienste des

Schriftstellers dürfen als wesentliche Züge im Gesammtbilde eben so wenig übergangen werden, als es unser Zweck gestattet, mehr als andeutend ihrer zu gedenken.

„Wenn man an irgend einer Sache etwas verbessern will, so muß man solche vorhero recht kennen". Diesem Grundsatz gemäß hat unser Autor nicht eher zur Feder gegriffen, als bis er sich durch unermüdliches Nachdenken, jahrelange Beobachtungen und gewissenhafte Studien mit seinem Gegenstande völlig vertraut gemacht hatte. Mit offenen Augen und dem lebhaftesten Interesse hatte er an allen Orten, an die ihn sein bewegtes Leben geworfen, sich über jegliches zu unterrichten gesucht, was ihm geeignet schien, seine Kenntnisse, besonders in landwirthschaftlichen Dingen, durch nützliche Erfahrungen zu bereichern. Es war dies ein tief in der Natur des praktischen Mannes begründeter Zug. „Ich habe von Jugend auf — sagt er im Vorbericht zu seiner Abhandlung über den Weinbau — dafür gehalten, daß ein jeder vernünftige Mensch verbunden seye, auf alles was ausser ihm, und um ihne herum vorgehet, Achtung zu geben, und Nutzen daraus zu ziehen. Nun sind die Dinge, welche zur Erhaltung unsres Lebens gehören, die ersten und nächsten Gegenstände, die uns auch in der Jugend schon, zu Betrachtungen und zum Nachsinne veranlassen können. Ich habe mich dahero öfters gewundert, daß es Menschen geben kan, die nicht einmal wissen, wie das liebe Brot bereitet wird. So unwissend wolte ich meines Theils nicht

seyn, und da ich lieber Wein als Wasser trinke, so erkundigte ich mich bei allen Gelegenheiten um den Weinbau.“ Wo solche Erkundigungen jedesmal am besten einzuziehen seien, wußte er bei seinem klaren Blicke trefflich herauszufinden. So eignete er sich seine gründliche Kenntniß des Weinbaues während der Winterquartiere im Würzburgischen an, wie er denn auf seinen Feldzügen nie versäumte, jede freie Stunde zur Selbstbelehrung anzuwenden; in den Niederlanden machte er sich bei Bergen op Zoom und Breda mit der Torfbereitung bekannt, fuhr bei Lüttich in die Kohlengruben und merkte sich die innere Structur der zwischen Rotterdam und Delft angetroffenen Marmor-Schneidemühlen so genau, daß er sie noch nach vielen Jahren anschaulich und eingehend zu beschreiben vermochte; aus Hessen brachte er seine Erfahrungen vom Nutzen fruchtbarer Bäume an Straßen und Wegen mit; in Schwäbisch-Gmünd bekümmerte er sich um den Wein- und Holzhandel; in Lorch studirte er den Boden und seine Eigenschaften; kurz nirgends unterließ er es, jede sich ihm bietende Gelegenheit zu Befriedigung seiner Wißbegierde wahrzunehmen.

Was er auf diese Weise gewonnen hatte, ließ er nicht müßig als ein wüstes Chaos rohen Materials in seinem Gehirne lagern; vielmehr war er bestrebt es geistig zu durchdringen und durch Kombination in eine innere Verbindung zu setzen. Die Summe des Einzelnen hat erst dann rechten Werth für ihn, wenn es ihm gelungen

ist, allgemeine Regeln und Grundsätze aus ihr zu entwickeln, und nicht leicht geht er an einer Erscheinung vorüber, ohne ihre Erklärung zu versuchen. In den Folgerungen und Schlüssen, die er aus seinen Beobachtungen zieht, erweist er sich als klarer Denker, wenn er auch in Folge seiner lückenhaften Bildung nicht immer zu den richtigen Ergebnissen gelangt. Sein gesundes Urtheil greift selten fehl. Seine Abneigung dagegen, bei dem Errungenen stehen zu bleiben, ist nicht geringer, als seine Freude, wenn er sein fortgesetztes Nachdenken durch neue Erfolge belohnt sieht. „Immer, gesteht er, studire ich auf neue Vortheile, und wenn ich denn glaube etwas schickliches ausgedacht zu haben, so kommt es mir bey nahe so lustig für, als wenn der Mathematiker einen Lehrsatz gefunden, oder der Poet die wohlgerathenen Verse noch ganz warm seiner Phyllis vorlieset."

So großes Gewicht er aber auch auf eigenes Beobachten und selbständiges Nachdenken legte, so verfiel er doch nicht in den Fehler mancher Autodidakten, Belehrung von außen her zu ignoriren oder zurückzuweisen. Was seine Fachgenossen vor ihm durch Erfahrung und Nachsinnen gefunden haben, sucht er sich durch gewissenhaftes Studium der wissenschaftlichen Hilfsmittel anzueignen, um sowohl seine Kenntnisse dadurch zu erweitern als auch die Richtigkeit seiner Betrachtungen daran zu prüfen.

Doch glaubt er, selbst im Bewußtsein des redlichsten Wollens, keine nennenswerthen Erfolge seiner Bestrebungen

erwarten zu dürfen, so lange diese vereinzelt bleiben. Er ruft daher seine Landsleute zu einträchtigem Zusammenwirken auf und giebt ihnen den vernünftigen Rath, die Erfahrungen im Landbau fleißiger anzumerken, zu sammeln, gegen einander zu halten und dann zum allgemeinen Gebrauch und Nutzen anzuwenden. Zu diesem Zwecke empfiehlt er die Bildung von Zünften, Vereinen und Associationen. „Ich wollte — bezeichnet er als seine vornehmliche Absicht bei der Veröffentlichung seiner Schrift — unter denjenigen meiner Landsleute, welchen die Aufnahme der Landwirthschafft nicht nur als ein sichres Mittel zur Beförderung des burgerlichen Wohlstandes einleuchtet, sondern auch am Herzen lieget, vorerst eine Bekanntschafft anzetteln, als weßwegen ich das Verzeichniß derer HHerrn Praenumeranten beydrucken lassen. Eine solche Bekanntschafft sollte Briefwechsel veranlassen; zu Versuchen und Unternehmungen im Kleinen aufmuntern und die Communication derer Reussiten ein Mittel abgeben, durch welches man seine Einsichten erweitern; das gute nachahmen, und sich für denen Fehlern und dem unmöglichen hüten könnte. Man würde einen glücklichen Erfolg von Versuchen im Kleinen, auf das Grössere und Allgemeine anwenden können, und es dörffte sich auf solche Art von selbst nach und nach eine öconomische Gesellschafft in allhiesigem Herzogthum formiren."

Wie hoch der Antheil anzuschlagen ist, den er durch solche und ähnliche Vorschläge und Anregungen von un=

berechenbarer Tragweite an der Herbeiführung einer neuen Epoche der Land- und Volkswirthschaft in Würtemberg gehabt hat, wird sich kaum noch feststellen lassen. Sicher ist dagegen, daß ihm vornehmlich, wenn nicht allein, sein Vaterland die Einführung einer rationellen Baumzucht verdankt, auf deren großen Nutzen er schon damals so eindringlich hinwies, während er durch sachkundige Vorschriften über das beste und vortheilhafteste Verfahren belehrte. —

Die werthvolle Schrift wurde gut aufgenommen. Trotzdem sah der bescheidene Mann, als er 1789 in seiner Selbstbiographie von ihr berichtete, dieselbe längst als ein sehr unvollkommenes Machwerk an und vermochte sich ihren Erfolg nur durch die „leidliche Schreibart" (die nicht einmal das Beste daran ist) und durch den damals noch sehr merkwürdigen Umstand, daß sie von einem Offizier herrührte, zu erklären.

V.

Am 5. Dezember 1775 schied der Hauptmann Schiller aus dem Militärverbande und siedelte mit Weib und Töchtern, kurz nachdem die militärische Pflanzschule nach Stuttgart verlegt war, als Vorgesetzter bei der herzoglichen Hofgärtnerei auf die Solitüde über, wo er seitdem in ununterbrochener Folge der Jahre bis zu seinem Ende gelebt und gewirkt hat.

Es war ein auserlesenes Stück Erde, welches die Familie gegen das unerfreuliche Ludwigsburg eingetauscht hatte, und sie wußte die Reize der herrlichen sie hier umgebenden Natur wohl zu schätzen und zu genießen.

Von Ludwigsburg führte eine drei Stunden lange Allee fruchtbarer Bäume, von Stuttgart ein zweistündiger Weg unter schönbelaubten Baumkronen zu der Anhöhe hinan, auf der sich ein prächtiges Lustschloß erhob, umgeben von zahlreichen Nebengebäuden, unter welchen eine Kirche, ein Opernhaus, ein geräumiger Marstall und

mehrere Kasernen hervortraten, vor allen aber der in antikem Stile erbaute und von dem berühmten Guibal gemalte Lorbeersaal. Auf dem Plateau dehnten sich, mit einer Menge meist kolossaler Statuen und plätschernden Kaskaden geschmückt, unabsehbare Garten- und Parkanlagen über einen Flächenraum von mehr als neunhundert Morgen aus; die Orangerie, eine tausend Fuß lange Allee bildend, war in ihrer Art einzig und erregte die Bewunderung aller Besucher. Eine unvergleichliche Fernsicht über eine ununterbrochene Ebene mit fruchtbaren Gefilden und zahlreichen Städten und Dörfern entzückte nach allen Seiten hin das Auge; von der Kuppel des Schlosses aus schweifte der Blick frei bis zu den dämmernden Umrissen des Schwarzwaldes, des Odenwaldes, der Alpen und der Rheingebirge.

Was Menschenhand hier geschaffen, verdankte seine Entstehung einer Laune des Herzogs Karl. Er hatte 1763 den Grund dazu gelegt und den Schweiß der Fröhner vergeudend in vier kurzen Jahren eine Schöpfung hervorgezaubert, welche, ihrer ursprünglichen Bestimmung, dem Fürsten zu stiller Zurückgezogenheit zu dienen, bald entfremdet, langsam wieder ihrem Verfalle entgegenging. Nur die großartigen Anlagen machten davon eine Ausnahme, ja sie gelangten unter den Händen unseres Freundes zu einer neuen, ungeahnten Blüthe, — um nach seinem Tode wie das Uebrige der Verwahrlosung preisgegeben zu werden.

Ein Oberhofgärtner, zwei Hofgärtner und zwei Untergärtner mit vielen Untergebenen hätten vollauf zu thun gehabt, Park und Gärten im Stande zu halten, wenn sie ihre Pflicht wahrgenommen hätten; aber erst mit dem Erscheinen des neuen Oberaufsehers, der ein bequemes Sichabfinden mit den Anforderungen des Berufes weder bei sich selbst kannte noch bei Anderen duldete, zog der Geist treuer Arbeit und strenger Ordnung auf der Solitüde ein.

Bald zeigte es sich allenthalben, daß der Fürst zur Durchführung seiner Absichten keinen besseren Mann hätte wählen können. Schon vor geraumer Zeit hatte Herzog Karl zwanzig Morgen zur Anlage einer sogenannten Forstschule angewiesen, in welcher alle in Würtemberg wachsenden „Hölzer, Bäume und Gesträuche" in besonderen Abtheilungen angepflanzt und unterhalten werden sollten. Allein das Erdreich, nur an wenigen Stellen geeignet, an den meisten dagegen felsig und wegen der Letten und übergroßer Feuchtigkeit ganz unfruchtbar, hatte zehn Jahre lang allen Bemühungen, jenen Plan zu verwirklichen, hartnäckig gespottet. Dieses Landstück ward jetzt zur Aufnahme der neuen Baumschule bestimmt. Und wirklich gelang dem eisernen Willen, dem unermüdlichen Fleiße und dem unausgesetzten Nachdenken Schillers, was von seinen Vorgängern vergebens versucht war, und er brachte es, da er alle Kraft daran setzte, den außerdem sehr wohl-

gelegenen Platz nutzbar zu machen, endlich dahin, daß er zur Zeit der Abfassung seines Lebenslaufes (1789) mit höchst gerechtfertigtem Selbstgefühl und vollster Genugthuung auf die glänzenden Ergebnisse seiner Thätigkeit zurückblicken konnte. Er hatte damals die Freude, constatiren zu können, daß er in nur elf Jahren (von 1777—1788) mit Einschluß seiner eigenen Baumschule — er hatte aus Ludwigsburg über 4000 Stück junge, meist mit den besten Gattungen oculirte Aepfel- und Birnbäume mitgebracht — die Anzahl von 22,400 Obstbäumen, Pappeln, Kastanien und Strauchhölzern theils nach Hohenheim, theils an die Solitüder Gärtnerei abgegeben hatte; was sich an kleinen und großen derartigen Bäumen und Hölzern zu Anfang 1789 noch in der Forstschule befand, mochte leicht die Zahl von 30,000 übersteigen; dabei waren die meisten im Lande wachsenden Hölzer in besonderen Abtheilungen angelegt und endlich alle Alleen und Wege, mit einem Flächeninhalte von nicht weniger als sieben Morgen, von ihm mit hochstämmigen Bäumen besetzt.

Mit wie herrlichen Erfolgen pflanzte doch damals in Würtemberg Fürst und Unterthan, jeder in seiner Art, für die Zukunft! Der Eine, indem er dem unfruchtbaren Boden eine Fülle von Schatten und Früchten entlockte, der Andere, indem er, vielleicht mit rauher Hand, aber gewiß vom besten Willen geleitet, in junge Menschenseelen den Samen zu späterer Tüchtigkeit legte und legen ließ.

In die Sorge um den edelsten Pflänzling theilten sich Beide mit dankenswerthem Bemühen. Denn mußte auch der Himmel das Beste thun, der durch Sonnenschein wie durch Regen und Sturm Gedeihen und Kräftigung verlieh, so bedurfte es doch auch der treuen Pflege von Menschenhand, wenn das hoffnungsreiche Reis nicht verkümmern sollte. —

Die ersten Jahre verflossen der Schiller'schen Familie auf der Solitüde in Glück und Zufriedenheit. Zwar empfand man die Lücke, welche die Abwesenheit des Sohnes und Bruders in dem traulichen Kreise gelassen hatte, aber man glaubte ihn wohl aufgehoben und war außer Sorge für seine Zukunft; auch schenkte der Himmel einen Ersatz durch die Geburt eines Töchterchens, Karoline Christiane (geb. d. 8. September 1777), von ihren Angehörigen Nane oder Nanette genannt, welche, reich begabt an Körper und Seele, zur Wonne der Familie heranwuchs. Noch trübte keine Krankheit Gegenwart und Zukunft, und wenn auch die karge Besoldung des Vaters die größte Sparsamkeit vorschrieb, so machte ihm selbst doch die lange Gewöhnung an das bescheidenste Maß von Bedürfnissen die Versagung mancher von Anderen gesuchten Genüsse zu keiner drückenden Fessel, und seine Gattin trug durch Fleiß und Genügsamkeit redlich dazu bei, daß finanzielle Bedrängnisse dem wohlgeordneten Haushalte fern blieben. Ein beträchtlicher Gewinn, der in den ersten drei Jahren aus der zum Ersatz für die mitgebrachte Baumschule gewährten Aus-

nutzung sämmtlicher Grasplätze der Solitüde erwuchs, würde sogar einen gewissen Luxus gestattet haben, wenn nicht der gute Wirthschafter den vernünftigen Grundsatz befolgt hätte, solche außeretatsmäßigen Einnahmen unangetastet zu lassen und für außerordentliche Fälle zurückzulegen.

Bei der allgemeinen Achtung, welche sich hier wie überall ihm schnell zuwandte, gelang es ihm bald, einen Kreis von Bekannten und Freunden zu finden, wie er nach seinem Sinne war. Auch dies gehörte zu seiner Zufriedenheit. Denn wenn er auch sein inneres Glück zu allererst in rechtschaffener Arbeit suchte und fand, so verkannte er doch nicht die Nothwendigkeit der Erholung, und die ihr gewidmeten Stunden brachte er, seiner umgänglichen Natur gemäß, am liebsten in traulichem Gespräch zu, sei es mit seiner Familie, sei es in befreundeten Cirkeln, aber nur in solchen, wo Sparsamkeit und Einfachheit herrschte. In der Wahl seines Umgangs bestimmte ihn vornehmlich die Rücksicht auf Veredelung seines Herzens und Ausbildung seines Geistes, und am liebsten hielt er sich zu Solchen, von denen er nach der einen oder anderen Seite Förderung erwarten durfte.

Vor Allem bewirkte der Geist der Anspruchslosigkeit, daß die Familie sich bei ihrem sehr bescheidenen Loose wohl fühlte, und der Vater that Alles, diese unschätzbare Tugend bei seinen Töchtern zu hegen und zu pflegen. Ihre Kleidung war mehr als einfach, aber es ward ihnen auch kein An=

laß gegeben, mit ihrem Anzuge prunken zu müssen. Nur in unvermeidlichen Fällen wurden sie in solche Gesellschaften gelassen, wo beim Weggehen ein Gedanke von Unzufriedenheit mit dem, was das Glück ihnen sparsamer zuwarf, als Andern, ihre Zufriedenheit kränken konnte. Ueberhaupt sah der verständige Mann streng darauf, daß keine Wünsche und Hoffnungen in ihnen aufkamen, deren Erfüllung bei den Umständen ihrer Eltern zweifelhaft oder aussichtslos war, und hierin that er des Guten eher zu viel als zu wenig. Während er es sich angelegen sein ließ, sie an nützliche Geschäfte zu gewöhnen, damit sie sich einst durch eigene Kraft durch die Welt bringen könnten und Niemand lästig zu werden brauchten, blieb ihre geistige und gesellschaftliche Ausbildung eine mangelhafte. Am schmerzlichsten empfand dies Christophine. Sie hatte des Vaters Strebsamkeit und Wissensdurst geerbt und würde sicherlich ihre reichen Gaben auf das trefflichste angelegt haben, wenn ihr Gelegenheit dazu geboten wäre. Statt dessen mußte sie in dem Alter, welches zum Einsammeln geistiger Schätze am geeignetsten ist, oft den ganzen Tag die Geschäfte der Magd im Hause versehen, damit diese die Feldarbeiten verrichten konnte, welche die des besseren Auskommens wegen betriebene Landwirthschaft mit sich brachte. Als gehorsame Tochter that sie willig, was ihr geheißen war, aber es that ihr doch innerlich weh, über solchen untergeordneten Verrichtungen der begehrten geistigen Nahrung entbehren zu müssen. Ihre

jüngere Schwester Louise, von der Natur mit allen Anlagen zu einer tüchtigen Hausfrau ausgestattet, vermißte weniger, was an ihrer Erziehung versäumt ward. Nanette, die jüngste Tochter, war damals noch in einem zu zarten Alter, um sich der in ihr schlummernden Talente bewußt zu sein, und als sie es wurde, hatten sich inzwischen die äußeren Umstände der Familie, welche allein den Vater in die bittere Nothwendigkeit versetzt hatten, seine Erzieherpflicht in einem so wichtigen Punkte unerfüllt zu lassen, so weit zum Vortheile verändert, daß an ihre Ausbildung weit mehr gewandt werden konnte, als an die ihrer älteren Schwestern.

Was der erfahrene und unterrichtete Mann vom Eigenen seinen Töchtern zu bieten hatte, theilte er ihnen getreulich mit. „Lehrreich, sagt Christophine, war jede seiner Unterhaltungen", und noch in späteren Jahren dachten die Seinigen mit dankbarem Herzen an die vielfachen Anregungen, die sie von ihm empfangen hatten. Besonders waren die langen Winterabende solchen fördernden und bildenden Mittheilungen gewidmet. Während Mutter und Töchter am Spinnrocken saßen, mochte manche gute Rede ihre Arbeit begleiten. Auch in ihre weiblichen Gespräche ließ er sich oft mit großer Herzlichkeit ein und gab ihnen meist den besten Rath in ihren ökonomischen Angelegenheiten. Wie gern mochte man in solchen Stunden traulichen Beisammenseins dessen gedenken, der die Freude und der Liebling Aller war; wie freundlich mochte man

sich die Hoffnungen ausmalen, die sich an den hochbegabten Jüngling knüpften. Ach, keines von ihnen, außer Christophine, seiner Vertrauten, wußte, wie finster es in den letzten Jahren seines Aufenthalts auf der Akademie in seinem Innern geworden war, und auch sie konnte nicht ahnen, wie lange es noch anstehen sollte, ehe sich die schönen Träume, herrlicher freilich, als die kühnste Erwartung sie sich hätte ausspinnen können, erfüllten.

Christophine besaß zu viel zarte Schonung gegen ihren Vater, um ihm die bis zum Lebensüberdruß gesteigerte innere Zerrissenheit ihres Bruders zu entdecken. Diesen selbst machte das Glück, „vor vielen Tausenden den besten Vater zu haben", nur noch unglücklicher, da ihn der Gedanke peinigte, „daß sein ehrwürdiger, sein bester Vater mehr auf ihn rechne, als er ihm jemals leisten werde".

Die erste Enttäuschung bereitete es im Elternhause, als Schiller, endlich aus der Akademie entlassen, vom Herzoge mit dem kargen Gehalt von 18 Gulden monatlich als Regimentsmedicus angestellt wurde. Wie ganz anderen Erwartungen hatte man sich nach den einstmaligen Versprechungen des fürstlichen Gönners hingegeben! Die Frage, ob sich mit so geringen Mittel in dem theuren Stuttgart auch nur auskommen ließe, wurde auf der Solitüde sehr verschieden beantwortet. Die Frauen verneinten sie ohne Bedenken; der Vater dagegen maß, wie dies nicht selten

geschieht, die Gegenwart an der Vergangenheit und den Sohn an sich selbst; er, das wußte er, hätte davon leben können, und so mußte dies auch seinem Sohne, wenn einige Unterstützung von Hause dazu käme, möglich sein. Aber der Sohn war eben ein anderer als der Vater. Diesen hatte das Leben frühzeitig in eine strenge Schule genommen, jener war noch völlig unbekannt mit der Welt und ihren Verlockungen; den Vater hatte schon in dem Alter, das sonst am meisten zu Verirrungen neigt, ein nüchterner, besonnener Sinn und ein starker Wille vor Abwegen bewahrt, in dem Sohne loderte die ganze Gluth der Empfindung, welche das Erbtheil gottbegnadeter Dichter ist, und seine lebhafte Phantasie bäumte sich gegen den Zügel einer noch wenig geübten Willenskraft. Von seinem Berufe unbefriedigt und danach dürstend, sich für jahrelangen Zwang zu entschädigen, suchte er Zerstreuungen, zu denen, so bescheiden und harmlos sie auch im Ganzen waren, seine geringen Mittel nicht ausreichten. Er machte Schulden. Hätte er in seiner Sorglosigkeit geahnt, wie furchtbar sich dieser erste Schritt auf einer abschüssigen Bahn durch eine Kette von Verdrießlichkeiten, durch nagende Selbstvorwürfe, durch Untergrabung alles frohen Lebensmuthes, durch Lähmung seiner Schöpferkraft, durch unwürdige Abhängigkeit seines emporstrebenden Geistes von niederziehenden Sorgen und durch traurige Zerwürfnisse mit Personen, die er am innigsten liebte und denen er am meisten verdankte, auf Jahre hinaus rächen

würde, hätte ihm sein guter Genius dies Alles damals vor Augen gestellt, entsetzt wäre er davor zurückgeprallt. Der erste Schritt drängte zu dem folgenden. Die Veröffentlichung der „Räuber" sollte das auf den Sand geworfene Schiff wieder flott machen; der erste und wichtigste Grund, aus dem er die Herausgabe seines Erstlingswerkes wünschte, war nach seinem eigenen Geständniß jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter seinem Dache nicht anstehen wollte. Da sich kein Verleger fand, verfiel er auf den unseligen Gedanken, den Druck auf eigene Kosten zu unternehmen; durch Borg und Bürgschaft wurde das Geld aufgebracht. So wuchs die Bürde der Schulden und Verpflichtungen. Innere Befriedigung kehrte immer seltener bei ihm ein; gern flüchtete er daher bisweilen in die ruhevolle Freistatt des Elternhauses, um, wie Christophine sagt, seine fatale Stellung im trauten Familienkreise zu vergessen und neuen Muth zu schöpfen. Ein solcher Besuch bereitete Allen einen Festtag. Um so unerträglicher aber erschienen dann im Gegensatz zu dem dort waltenden Geiste des Herzensfriedens die verzweifelten Verhältnisse in Stuttgart, und um so mehr erstarkte in ihm der Entschluß, sich aus einer Lage herauszureißen, die ihm so eng und dumpfig dünkte wie ein Sarg. Wohl lag es ihm schwer auf der Seele, durch seine Flucht alle Wünsche und Pläne seines Vaters mit einem Schlage vernichten zu müssen, aber feste Zuversicht auf die in ihm lebende Kraft gab ihm den Muth, es dennoch zu wagen,

denn er traute sich zu, jene Wünsche und Pläne dereinst weit zu übertreffen.

Ehe er seinen Entschluß ausführte, besuchte er noch einmal mit seinem neugewonnenen Freunde Andreas Streicher, den ihm ein gütiges Geschick zum treuen Helfer in den Nöthen der nächsten Zeit bestimmt hatte, die Seinigen auf der Solitüde. Streicher, ein zuverlässiger Beobachter, hat den Eindruck, welchen damals der Hausherr auf ihn machte, später aus treuer Erinnerung geschildert. „Von Person, sagt er, war er nicht groß. Der Körper war untersetzt, aber sehr gut geformt. Besonders schön war seine hohe, gewölbte Stirne, die, durch sehr lebhafte Augen beseelt, den klugen, gewandten, umsichtigen Mann errathen ließ.“ Außer dieser sehr schönen, großen Stirn fand er bei dem Hauptmann Schiller wenig Aehnlichkeit mit seinem Sohne; auch in der „klaren, bestimmten, durchaus scharfverständigen Sprache“ vermißte er „den Schwung und die milde Wärme, womit sein Sohn als Dichter und Philosoph jeden Gegenstand des Gespräches zu beleben und zu erheben wußte.“

Am Abende des 22. Septembers 1782 trennte sich Schiller, um sich beiden zu erhalten, von Familie und Vaterland. Seine Flucht mußte den überraschten Vater nothwendig in die größte Bestürzung versetzen. Die Gefühle der Scham, der Entrüstung und des Schmerzes durchwühlten die Brust des redlichen Mannes. Als er seinen Sohn der militärischen Pflanzschule übergeben

hatte, war von ihm und seiner Frau durch einen schriftlichen Revers bekannt und gelobt worden, daß derselbe mit dem Eintritt in das Institut sich gänzlich den Diensten des herzoglich würtembergischen Hauses widmen und ohne besondere herzogliche Erlaubniß aus denselben zu treten nicht befugt sein solle. Und jetzt hatte sein Sohn ihn zum Lügner an seinem fürstlichen Gönner und Wohlthäter gemacht und hatte dadurch, daß er zum Deserteur geworden war, ihn, einen herzoglichen Officier, auf das empfindlichste compromittirt. Seine eigene Anstellung in einem Amte, in welchem er die vollste Befriedigung und eine wohlverbürgte Existenz für sich und die Seinigen fand, war ein Act der persönlichen Gnade seines Landesherrn gewesen, der, so ferne ihm auch niedere Rachsucht war, doch jetzt leicht seine Hand von einer Familie abziehen konnte, die, wie er die Sache auffassen mußte, seine Huld mit Undank belohnt hatte. Es ist ein ehrenvolles Zeugniß für das Vaterherz, daß es mehr noch durch des Sohnes Schicksal bekümmert ward. Dieser hatte sich durch seinen verzweifelten Schritt nicht nur um Familie und Vaterland, sondern auch um alle Hoffnungen auf eine gesicherte Zukunft gebracht; er irrte jetzt, von Entdeckung und schmachvoller Zurückführung bedroht, ohne Mittel und allen Unbilden und Mühsalen einer unstäten Flucht preisgegeben, in der Welt umher. Hoffte auch der fromme Vater, der in allen auch noch so schweren Schickungen die liebende Lenkung Gottes sah, daß sein Sohn aus

den selbstverschuldeten herben Erfahrungen innerlich geläutert hervorgehen werde, so theilte er doch von ganzem Herzen die Angst und Sorge seiner Angehörigen um den bedrängten Liebling. Das war eine trübe Zeit auf der Solitüde; kummervolle Nächte folgten traurigen Tagen, Glück und Zufriedenheit waren auf lange gestört.

VI.

Wenn uns der Held dieser Biographie bei aller seiner sonstigen Tüchtigkeit doch immer am meisten als der Vater Schillers interessirt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die nun folgenden Jahre für uns die wichtigsten seines Lebens sind. Denn zu keiner Zeit beschäftigte die treue Sorge um seinen Sohn und das redliche Bestreben, die Pflichten des väterlichen Leiters, Warners und Berathers an ihm zu erfüllen, so ausschließlich seine Seele wie damals, wo er den noch ungereiften Charakter des Jünglings oft den gefährlichsten Versuchungen preisgegeben und nicht immer ungeschädigt aus denselben hervorgehen sah. Mit welchem heiligen Ernste er gerade in dieser Zeit seine Vaterpflichten auffaßte und ausübte, beweisen die zahlreichen in jenen Jahren an seinen Sohn gerichteten Briefe, die ersten von seiner Hand, welche uns erhalten sind. Sie, wie die ganze Correspondenz Vater Schillers mit seinem Sohne, bilden unschätzbare Akten-

stücke, und es ist eins von den vielen Räthseln, welche uns in den Schicksalen der Bücher begegnen, daß das deutsche Volk, sonst so eifrig bemüht, in alle menschlichen Beziehungen seiner Dichter und Denker einzudringen, die Veröffentlichung dieser Familienpapiere[7]) so lau, ja gleichgiltig aufgenommen hat.

Es ist nicht gerade leicht, das Verhältniß zwischen Vater und Sohn, wie es sich in der nächstfolgenden Zeit gestaltet, mit unbestechlicher Gerechtigkeit zu beurtheilen. Denn was wäre verlockender, als in dem Zwiespalt zwischen einer genialen Feuerseele und herber, nüchterner Sittenstrenge sich auf die Seite ersterer zu stellen und für die sorglose, leichtlebige Jugend gegen das ernste, fast grämliche Alter Parthei zu nehmen? Hat sich doch unsere Zeit noch nicht ganz von der falschen Theorie losgesagt, nach welcher den Lieblingen der Muse Alles gestattet ist, wenn sie nur nicht aufhören, liebenswürdig zu sein.

Schillers Vater stand bei seinem tiefen sittlichen Ernste ähnlichen Anschauungen schroff gegenüber, und wenn er auch die hohe Begabung seines Sohnes nicht verkannte, der damals als Verfasser der Räuber in der Morgenröthe seines Ruhmes stand, so machte ihn dies doch nicht in der Ueberzeugung irre, daß es seine erste und hauptsächlichste Pflicht sei, Alles zu thun, um in dem haltlosen Jünglinge die Tugenden des Mannes auszubilden; denn der Charakter stand ihm über dem Genie. Ein solcher Vater hat Heine gefehlt, und das deutsche Volk hat allen

Grund, der Vorsehung dankbar zu sein, daß sie Schiller in dieser Hinsicht vor manchen anderen unserer Geistesheroen begünstigt hat. Dieser selbst hat später, als er diejenige Charakterfestigkeit erlangt hatte, welche sein Vater ihm mitzutheilen gestrebt, diesem allezeit in Gesinnung, Wort und That seine Dankbarkeit für die treue Vatersorge bewiesen und ihm damit die beste Rechtfertigung gegen übelwollende Mißdeutung angedeihen lassen. Damals freilich war es ihm oft lästig und unbequem genug, das warnende und mahnende Wort aus dem Elternhause zu hören, und nicht immer erkannte er unter der herben Außenseite die unendliche Fülle der Liebe, die auch in dieser Gestalt einzig und allein auf sein wahres Wohl bedacht war. Für uns ist der Standpunkt des fertigen, nicht der des werdenden Schiller der einzig richtige.

Wir wollen den Flüchtling nicht auf Schritt und Tritt durch die traurigen Erlebnisse seiner ruhelosen Wanderung begleiten. Hatte er wirklich unbesonnener Weise sich aus unerträglich scheinenden Verhältnissen losgerissen, so büßte er durch das, was er jetzt von außen und im Innern erleiden mußte, mehr als zu hart dafür. Auch als er endlich in Bauerbach eine sichere Freistatt gefunden hatte, war seine Lage noch traurig genug. An Bezahlung der drückenden Schulden war nicht zu denken; er war vielmehr gezwungen, um leben zu können und doch die Beihilfe seiner edeln Wohlhäterin, der Frau von Wolzogen,

nicht über Gebühr in Anspruch zu nehmen, bei Juden und Christen Anleihen zu machen und sich so in neue Verpflichtungen zu stürzen, die um so quälender waren, da sich vorderhand nicht die leiseste Hoffnung bot, sich ihrer zu entledigen. In seiner Bedrängniß wandte er sich auch an die gute Christophine, um durch ihre Fürsprache vom Vater Unterstützungen zu erlangen. Trotzdem dieser sich und den Seinigen außerordentliche Entbehrungen auferlegen mußte, um helfen zu können, schickte er doch wiederholt kleine Summen, nur mußte Christophine, welche damals den brieflichen Verkehr zwischen Vater und Sohn vermittelte, weil eine vielleicht zu weit gehende Vorsicht eine directe Correspondenz noch zu widerrathen schien, im Namen des Ersteren stets die Mahnung beifügen, sparsamer zu werden und das Seinige besser zu Rathe zu halten. Bibliothekar Reinwald in Meiningen, ein ernster, gereifter Mann, mit dem der junge Schiller freundschaftlich verkehrte, wurde gebeten, den unerfahrenen mit gutem Rath, namentlich in ökonomischen Angelegenheiten, in denen Schiller desselben in der That am meisten bedurfte, zu unterstützen. Im übrigen beruhigte den fürsorglichen Vater einigermaßen Friedrichs ausdrücklich ausgesprochener Entschluß, die unfreiwillige Muße in Bauerbach gewissenhaft zur Regelung seiner zerrütteten Umstände zu benützen und „ganz entsetzlich“ zu arbeiten. Aber eine thörichte, aussichtslose Leidenschaft für die Tochter seiner Wohlthäterin verdarb ihm Zeit und Stimmung.

Dem Vater fehlte für die Berechtigung solcher Schlaffheit das Verständniß, und er hielt seinen Tadel über dieses schwächliche Versinken in müßige Träumerei nicht zurück.

Da brachte die Ernennung Schillers zum Theaterdichter in Mannheim neues Licht und neue Zuversicht auf die Zukunft des Sohnes in die Familie. Jetzt endlich bekleidete dieser eine Stellung, die ihm nicht nur erlaubte, wieder offen und ohne Scheu, sondern auch mit Ehren aufzutreten. Nur übermäßige Arbeit in seinem Berufe verhinderte den Vater, dem Zuge seines Herzens zu folgen und seinem ihm gleichsam wiedergeschenkten Kinde durch einen eigenhändigen Brief seine Freude über diese glückliche Wendung des Schicksals auszudrücken, eine Freude, welche durch die noch nicht ganz entschwundene Besorgniß vor feindseligen Schritten des Herzogs nur wenig getrübt ward. Der ihm nie völlig Entfremdete trat seinem Herzen wieder so nahe wie je. Er sollte dem liebenden Vaterherzen noch manche schmerzliche Wunde schlagen, ehe er es mit dauernder Wonne erfüllte!

Zunächst erweckten die pecuniären Verhältnisse Schillers bald neue Sorge im Elternhause. Sein Gehalt war bei weitem nicht groß genug, um den Ansprüchen, welche ein standesgemäßes Auftreten in der glänzenden Residenz an den jungen Dichter stellte, zu genügen; wie hätte er ihn in den Stand setzen können, sich aus seinen zahlreichen alten Verpflichtungen zu lösen? Dazu kamen Befürchtungen wegen der Gesundheit des Sohnes. Dieser war bald nach

seiner Ankunft in Mannheim vom Fieber ergriffen, das ihn gar nicht verlassen wollte. Zwar suchte er den besorgten Vater nach beiden Seiten zu beruhigen, indem er sich in seinen Briefen stärker stellte, als er war, und seine sonstige Lage als befriedigend schilderte. Doch Vater Schiller war nicht der Mann danach, sich durch schöne Redensarten täuschen zu lassen; er sprach seinen Zweifel aus, ob beides von Dauer sein werde, und gab dadurch sein Mißtrauen gegen jene Mittheilungen deutlich genug zu erkennen. Mit dem von seinem Sohne erkorenen Berufe konnte er sich auf die Dauer nicht befreunden; er meinte, wenn dieser mit allen seinen Kräften das medicinische Studium wieder aufnehmen wollte, würde er „ebensoviel profitiren und ein weit rühmlicheres und sichereres Brot erhalten," als bei den Theaterarbeiten zu erwarten stehe. Er war freilich billig genug, sich in die gegenwärtige Lage seines Sohnes hineinzudenken und es begreiflich zu finden, daß dieser zu einer Beschäftigung gegriffen hatte, die ihm am ersten die nöthigen Existenzmittel gewährte; nur rechnete er darauf, daß derselbe von selbst darauf bedacht sein werde, den Wünschen seiner Eltern zu entsprechen, um so mehr, als diese in eigenen Krankheiten — die Mutter trug sich seit längerer Zeit mit einem schweren Leiden — ein eben so großes Vertrauen als Recht hätten, Hilfe und Beistand von ihm zu erwarten. „Ich hoffe zu Gott, schreibt er, daß unsere Entfernung nicht immer fortdauern soll und daß ich es

noch selber erleben werde, meinen einzigen Sohn auch wieder um mich zu haben.“ Dieser überging in seiner Antwort diesen Punkt mit Schweigen; es gefiel ihm trotz seines Fiebers noch viel zu gut in Mannheim, um es so bald mit der einsamen Solitüde zu vertauschen. Ließ seine Krankheit einmal nach, so that er selbst sein Möglichstes, sie sich durch Vernachlässigung der ärztlichen Vorschriften wieder auf den Hals zu laden, und kam gar lieber Besuch aus der Heimath oder sonst woher, dann ließ er es sich nicht nehmen, den splendiden Wirth und unermüdlichen Führer durch die Mannheimer Merkwürdigkeiten zu machen, ohne es zu achten, daß eine noch größere Ebbe in seiner fast ohnehin erschöpften Kasse und ein neuer heftiger Anfall des unseligen Fiebers die unausbleibliche Folge davon war. Er lud Eltern und Geschwister wiederholt mit dringenden Worten zu einem Besuche in Mannheim ein, um ihnen die Herrlichkeiten der Residenz zu zeigen, während er selbst vor Geldverlegenheit nicht ein noch aus wußte.

Diese wuchs noch, als sich die alten Gläubiger in Stuttgart zu regen begannen, und jetzt ließ sie sich auch dem gestrengen Vater nicht länger verheimlichen. Dieser sollte helfen, indem er für die beiden dringlichsten Schuldposten gut sage; das Versprechen vierteljährlicher Abzahlungen, zu dessen Erfüllung sich freilich vorläufig nicht die mindeste sichere Aussicht bot, war darauf berechnet, ihn gefügiger zu machen. Wirklich ging der gutherzige Mann auf

die Bitte des Sohnes ein, so schwere Bedenken er auch zu überwinden hatte, da er, wenn jener sein Versprechen nicht hielt, die sauer erworbenen Ersparnisse für seine Töchter angreifen und auf das Spiel setzen mußte. Aber Alles lag ihm daran, daß „die Zudringlichkeit der äußeren Verfassung den Schwung der Geisteskräfte des geliebten Sohnes nicht hindere," und so überwand der Wunsch, daß dieser nicht angefochten werden möchte und ruhiger arbeiten könnte, dieses Mal die Festigkeit seines Grundsatzes, keines seiner Kinder zum Nachtheil der übrigen zu bevorzugen.

Er verhehlte sich freilich nicht, daß auch dieses Opfer nicht ausreichen würde, da ihm längst begreiflich geworden war, daß sein Sohn mit seinem gegenwärtigen Gehalte nicht auslangen könne; er selbst aber konnte durchaus nichts weiter thun. So suchte er denn mittelbar zu helfen. Es galt, Jemand ausfindig zu machen, der dem talentvollen Jünglinge die Mittel böte, welche dem Vater fehlten. Wie bedauerte er um seines Sohnes willen, daß man sich nicht in England befand „oder an irgend einem Orte, wo Ueberfluß und Reichthum in den Händen der Edeln im Lande sich befinden, die sich mehr eigene Freude als Ehre daraus machen, Talente aufzusuchen, zu unterstützen, zu befördern und in Umstände zu setzen, die ihnen alle Bedürfnisse reichlich darbieten." In Deutschland waren solche Männer nicht leicht u finden. Ein schon früher an seinen „vortrefflichen" Freund, den Amtmann

Kramer zu Altdorf bei Speier, ausgestellter Empfehlungsbrief, der seinen Friedrich bei diesem kinderlosen, vermögenden Manne hatte einführen sollen, war entweder verloren gegangen oder Schiller war zu stolz gewesen, sich desselben zu bedienen. Jetzt mahnte ihn der Vater auf's neue, seinen alten Freund aufzusuchen.

Daneben wandte er sich an den Mannheimer Theater-Intendanten, den Freiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg, um dem einflußreichen Manne das Schicksal seines Sohnes an's Herz zu legen. Zunächst spricht er ihm seinen wärmsten Dank für die viele seinem Friedrich erwiesene Gnade aus und wünscht, daß ihm die gütige Vorsehung mit reichlichem Segen dafür lohne. Dann heißt es weiter: „Unbekannt mit der großen Welt, unerfahren in den mancherlei Anlockungen und Reizungen für das Auge und die übrigen Sinne und hingegen eingenommen für den Genuß des Lebens, für das Glänzende der Gefälligkeit, der Großmuth und des Mitleidens, ist er aus der herzoglichen Academie in die Welt gegangen, das Ideal eines guten, vollkommenen Menschen zu suchen und zu finden, das sich fast alle Herrn Academisten, als wirklich allenthalben vorhanden, vorgestellt haben. Nicht lange hat dieser Irrthum währen können, aber desto länger die Versuche, aus der Erfahrung von dem Gegentheil überzeugt zu werden. Und jetzt — hätten Euer Excellenz nicht die großmüthige Hoffnung bei Sich entstehen lassen, daß er nach seinem Talent noch brauchbar werden, sich

in gehörige Ordnung setzen und darin erhalten könne — jetzt würden ihn seine Erfahrungen auf einen hohen Grad von Derangement gebracht haben. Ich weiß seine eigentliche Lage nicht ganz, aber doch so viel, daß er auch bei dem vorzunehmenden besten Arrangement seiner Einnahmen in länger als Jahr und Tag nicht froh werden kann. Eine betrübte Wahrheit für einen Menschen, der frei von allen äußeren Zudringlichkeiten mit der größesten Zufriedenheit und Seelenruhe sollte denken und schreiben können. Ihn auf einmal aus allem herauszusetzen, das steht nicht in meinem Vermögen, würde auch für meinen Sohn in verschiedenem Betracht nicht gut sein. Aber dieses halte ich sehr zuträglich, wenn Euer Excellenz wollten die hohe Gnade annoch hinzufügen, diesem noch so unerfahrenen jungen Mann einen wahren Freund zuzuweisen und allenfalls zuzuordnen, der ihm seine Wirthschaft bessern lernt, besorgen hilft und in andern Dingen sein Mentor wird. Jeden Zuwachs an mehrerer Vollkommenheit wird er selbst, werde ich, wird auch das Publikum Euer Excellenz zuschreiben, und ich hoffe zu Gott und dem guten Herzen meines Sohnes, daß er in kurzer Zeit alle die Gnade und Sorge, welche Euer Excellenz auf ihn wenden, rechtfertigen und Sie für das Werkzeug in den Händen Gottes ansehen werde, durch das er besser und brauchbarer für die Welt geworden ist."

Dalberg kannte seinen Schutzbefohlenen zu gut, um zu erwarten, daß der gegen alle Eingriffe in seine Selbstän-

digkeit ungeduldige junge Dichter sich einem Mentor unter ordnen würde; was ihm aber der fürsorgliche Vater zwischen den Zeilen nahe gelegt hatte, eine reelle Unterstützung, konnte oder wollte er nicht gewähren.

Inzwischen that Schiller Alles, um zu beweisen, daß die Veranstaltungen des Vaters zu seinem Besten durchaus nicht überflüßig waren und daß ihm ein Freund und Mentor wirklich noth that. Seine Finanzen waren in der äußersten Verwirrung, und wenn er sich auch fest und ehrlich vorgenommen hatte, sich aus seinen Schulden herauszuarbeiten, so fehlte es ihm doch gänzlich an Willensstärke, diese gute Absicht zu verwirklichen. Anstatt mit consequenter Sparsamkeit alle unnöthigen Ausgaben zu vermeiden, war er schwach genug, sich trotz aller Geldnoth von Freunden zu kostspieligen Reisen überreden zu lassen; er suchte wohl durch Aufstellung eines Etats Ordnung in seine Geldangelegenheiten zu bringen, rechnete aber seine voraussichtlichen, oft mehr als unsicheren Einnahmen stets viel zu hoch, seine Ausgaben dagegen zu niedrig; zudem war die nächste Zukunft in Folge der immer wiederkehrenden Nothwendigkeit, Vorschüsse zu nehmen, regelmäßig schon im voraus verkauft. So war er nie im Stande, die von ihm selbst für Abschlagszahlungen festgesetzten Termine zu halten. So oft er auch seinen bestimmtesten Zusagen untreu werden mußte, ließ er sich dies doch nie eine Lehre sein, in seinen Versprechungen vorsichtiger zu werden, zumal sein reger Geist ihm stets neue Aus-

reden an die Hand gab, um seine Unzuverlässigkeit vor sich selbst zu entschuldigen. Freilich ging wirklich manches gegen menschliche Berechnung, aber seine Berechnung war in der Regel nicht nur menschlich, sie war auch unbesonnen und voreilig gewesen. Unter diesen Umständen genoß sein im Grunde so gutes und redliches Gemüth schon lange keiner Ruhe mehr; er fühlte seinen ehrlichen Namen je länger je mehr gefährdet; unaufhörlich verfolgte ihn der nagende Gedanke an die Unsicherheit seiner Aussichten und an seine Schulden.

Bei alledem kamen immer wieder schwache Augenblicke, in denen er sich den Gefahren der Verführung nicht gewachsen fühlte. Rührend, aber wenig männlich klingt es, wenn er seine mütterliche Freundin, Frau v. Wolzogen, bittet, Gott um Schutz für sein Herz und seine Jugend anzuflehen. Freunde und Einheimische suchten den früh berühmt gewordenen Dichter auf und trugen durch freigebig gespendeten Weihrauch dazu bei, seine Eitelkeit zu steigern und ein unter den damaligen Umständen wenig berechtigtes Selbstgefühl in ihm zu nähren. Da unter ihnen oft „Leute von Stande" waren, so glaubte er auf ein standesgemäßeres Logis und auf gewähltere, kostbarere Kleidung Bedacht nehmen zu müssen. Was er aber auf der einen Seite verschwendete, suchte er auf der anderen durch eine übel angebrachte Sparsamkeit wieder einzubringen. Um seine Ausgaben einzuschränken, nahm er sich vor, monatlich nicht über 11 Gulden „fürs Maul

aufgehen zu lassen", und doch hätte sein vom Fieber geschwächter Körper damals ganz besonderer Kräftigung und Pflege bedurft. Fühlte er sich etwas wohler, so faßte er den festen Entschluß, die wiedererlangte Gesundheit nun wirklich auf das Edelste anzuwenden und mit Weisheit zu erhalten, aber weder das Eine noch das Andere geschah.

Alles dies läßt sich ja entschuldigen oder, wo dies nicht angeht, beschönigen; daß aber Vater Schiller für das Wohl seines Sohnes besser sorgte, wenn er keins von Beidem that, wird man zugeben müssen. Es widerstand seiner innersten Natur, den jugendlichen Leichtsinn seines Sohnes mit bequemer Nachsicht zu nehmen, und er liebte diesen viel zu wahr und treu, um ihn fallen zu lassen. In diesem Sinne sind die warnenden, mahnenden und rathenden Briefe aufzufassen, durch welche er damals, soviel in seinen Kräften stand, auf seinen Sohn einzuwirken bestrebt war.

„In der sichern Hoffnung — schreibt er am 19. Februar 1784 — daß Sein Bekenntniß ohne andere Absichten bloß aus einem gerührten Herzen geflossen sei, will ich keinen Augenblick anstehen, Ihm zur Erleichterung und endlichen Verbesserung Seiner gegenwärtigen Lage meinen väterlichen Rath mitzutheilen, vorhero aber die Anmerkung machen, daß es gar nicht Sein Glück sein würde, wenn Er einen Vater hätte, der immerhin vermögend genug und geneigt wäre, Ihn aus Seinen Verlegenheiten herauszuholen. Nach dem natürlichen Lauf

der Dinge in der Welt habe ich alles vorausgesehen, wie es jetzt ist, und ebenso kann ich auf das Zuverlässigste weiter hinaus sehen. So lange Er, mein liebster Sohn, Seine Rechnung auf Einnahmen setzt, die erst kommen sollen, mithin dem Zufall oder Unfall unterworfen sind, so lange wird Er im Gedränge verwickelt bleiben. Wiederum, so lang Er denkt, dieser, jener Gulden oder Batzen wird es nicht ausmachen, daß ich herauskomme, so lange werden Seiner Schulden nicht weniger werden. Um etwas zu ersparen, muß man beim Kreuzer anfangen. Ich würde aber mich selbst einer Ungerechtigkeit beschuldigen müssen, wenn ich alle erlaubte Ergötzlichkeiten einem jungen Menschen, meinem Sohn, verdenken oder abrathen sollte. Nein! das wäre mir leid, wenn Er sich nach einer schweren Kopf-Arbeit in Gesellschaft anderer guter Menschen nicht sollte erholen, erfreuen können. Aber dergleichen Erholungstage mehrere als Beschäftigungstage zu machen, das wird wohl nicht angehen. — — Ich habe schon lang nicht mehr die Sprache der Religion mit Ihm geredet, aber die Zeit, da es sich wird thun lassen, habe ich vorausgesehen. Gerade jetzt, denke ich, wird es sich schicken, Ihn aus Erfahrung zu überzeugen, daß, wenn wir nirgends hinaussehen, so ist ein höchst gütiges, höchst weises und allmächtiges Wesen, welches so zu sagen nur auf unser Gebet wartet, um uns aus allem herauszuhelfen. In der That, es ist keine Chimäre, ich versichere Ihn. Sobald Er, liebster Sohn, Gott auf Seiner Seite hat,

so geschwind darf Er auf seine Hilfe zählen, ohne sich mit Entschuldigungen der Unmöglichkeit, mit leeren Bedaurungen oder anderen unter den Menschen üblichen Complimenten aufhalten lassen zu müssen. Wie aber Gott zu unseren Zeiten kein Wunder thut, und in die Natur einer jeden Sache die Kraft zu wirken gelegt hat, so müssen wir auch das unsrige beitragen. Sind wir in guten Umständen, dann dürfen wir weniger arbeiten und uns mehr ergötzen; das Gegentheil erkläit sich von selbsten." Er knüpft hieran seinen Rath, wie die zerrütteten Verhältnisse des Sohnes am besten zu ordnen seien. Dieser solle sich von seinen Revenüen und Passivis einen Etat machen, in welchem die Tilgung der letzteren auf eine bestimmte Zeit, sie möge so fern sein, als sie wolle, festgesetzt sei. Dieser Etat dürfe aber nicht abgeändert werden. „Es ist keine Schande," fährt er fort, „sich zur Behauptung seiner Reputation einzuschränken, und die vormaligen Fehler eines brausenden Jünglings werden sich unter dem gesetzteren Betragen eines Mannes bald verlieren und den Vortheil bewirken, daß Ihn niemand so leicht zu entbehrlichen Ausgaben verleiten wird." Vor allem warnt er ihn auf das Eindringlichste vor dem Laster des Hasardspiels, dessen bethörendem Reize sein Sohn nicht immer zu widerstehen gewußt hatte. „Liebster bester Sohn," sagt er, „ist etwas, das Ihn auf immer ruiniren und nie wieder aufkommen lassen kann, so ist es das Spielen. Ein Mann von solchen Gaben wie Er schändet sich, wenn er

mit einem solch kindischen Unterhalt sich die Zeit verdirbt, die er auf eine weit edlere Art in dem Umgang mit tugendhaften Menschen beiderlei Geschlechts ohne Spiel zu Seiner Erholung anwenden kann. Ueberhaupt muß Er äußerst bedacht sein, in Mannheim sich so zu verhalten, daß man sich in Zukunft von Ihm versprechen kann, Er werde und bleibe gesetzter, fleißiger und sparsamer". Dann, meint der Vater, werde sein Sohn auch eher darauf rechnen dürfen, sich an der Seite eines braven Weibes eine eigene Häuslichkeit zu gründen, welche wirklich zumal für solche Naturen, wie die Schillers war, von dem segensreichsten Einfluß werden kann und es in der Folge auch geworden ist. „Das wäre in der That das Beste für Ihn," schließt der klarblickende Mann, „wenn Er eine vernünftige, tugendhafte und häusliche Frau hätte, und wenn Er hernach derselben in ihren guten Anordnungen folgen würde; denn das ist allemalen gewiß, daß Gelehrte sich selten um die gute Wirthschaft bekümmern."

Bald fand sich neuer Grund zu Unzufriedenheit und Vorwürfen. Ohne etwas von sich hören zu lassen, ließ der säumige Schuldner den von ihm selbst bestimmten Termin verstreichen, an dem er den Schuldposten zu bezahlen sich anheischig gemacht, für den sein Vater in der festen Voraussetzung, nicht zum Nachtheil seiner Töchter im Stiche gelassen zu werden, auf eine Zeit gut gesagt hatte. Dieser, der seine Güte und Nachgiebigkeit so

schlecht belohnt sah, trug nun, einer solchen Unzuverlässigkeit gegenüber, ein sehr gerechtfertigtes Bedenken, für eine andere ebenso dringende Schuldforderung in der gewünschten Weise einzustehen. „Denn, schrieb er (den 9. März 1784), es ist bei mir eine Gewissenssache, um Seiner Démarche willen meine andern drei Kinder nicht zu verkürzen, und Er weiß ja selbst, daß ich zu meiner eignen weit größeren Haushaltung jährlich nur 400 Gulden Besoldung habe, und es also schlechterdings mir unmöglich sein muß, ein Mehreres für Ihn zu thun, als ich in vorigen Zeiten schon gethan habe. Auf der anderen Seite, wenn ich es auch könnte, würde Solches gerade der Weg sein, Ihn in seinem Leichtsinn zu unterhalten, und so würde Er immer tiefer hineinfallen." Der bequemen Entschuldigung mit der bisherigen Unmöglichkeit, Wort zu halten, setzt er mit Fug entgegen, daß sein Sohn dies selbst schon lange gewußt haben müßte oder hätte wissen können, und daß er nicht mehr hätte versprechen sollen, als er zuverlässig erfüllen konnte. Aber er habe wohl überhaupt nicht ernstlich an die Einlösung seines Wortes gedacht und sich ganz auf den Vater verlassen, anstatt sich selbst um die Herbeischaffung der nöthigen Summe zu bemühen. „Liebster Sohn, fährt er fort, die Verlegenheit, in der Er sich dermalen befindet, kommt nicht von ungefähr. Es ist wahrlich ein Werk der höheren Vorsehung, um Ihn von dem allzu großen Vertrauen auf eigene Kräfte abzubringen, um Ihn mürbe zu machen,

damit Er allen Eigensinn ablege, dem guten Rath Seines Vaters und anderer wahrer Freunde mehr folge, jedermann mit gehöriger Achtung, Höflichkeit und Dienstbeflissenheit begegne, und je mehr und mehr überzeugt werde, daß unser gnädigster Herzog bei Seiner Einschränkung es gut mit Ihm gemeint habe, und daß es mit Seiner ganzen Verfassung jetzo weit besser stünde, wenn Er sich gefügt hätte und im Land geblieben wäre." Wir wissen nicht, was ihm Schiller auf den letzten Punkt erwiedert hat, aber hier war einmal der seltene Fall, wo der Vater mit seinen Vorwürfen im Unrecht war, und er hat dies, wie wir sehen werden, später, als die Thatsachen ihn davon überführten, mit der ihm eigenen edeln Aufrichtigkeit seinem Sohne selber eingestanden. Schiller mußte übrigens — was nicht zu übersehen ist — als er in einem späteren Briefe an Christophine auf seine eigenmächtige Flucht zu sprechen kam, selbst zugeben, daß er damals, als er den gewagten Schritt gethan, auf eine innere Kraft gepocht habe, die seinem Vater „ganz neu und chimärisch" gewesen sei, und er war genöthigt, mit Erröthen zu gestehen, das er ihm die Erfüllung seiner stolzen Ansprüche noch immer schuldig sei.

Der ernst mahnende und rügende Brief, aus welchem wir oben das Wichtigste mitgetheilt haben, schließt mild einlenkend mit dem Wunsche, daß der liebe Sohn durch irgend einen Weg der gnädigen Vorsehung Gottes aus seinem Gedränge kommen möge, welche vielleicht nur da-

rauf warte, ob solches nicht eine gute Wirkung auf die Religion machen werde, die doch am Ende allemal das Stichblatt sei. Ueberhaupt muß hervorgehoben werden, — und dies wirft ein neues schönes Licht auf den Charakter des trefflichen Mannes — daß auch der gerechteste Groll keine dauernde Stätte in seinem Herzen fand und daß er nach ernsten Vorwürfen, bei denen ihm gewiß selbst das Herz blutete, geflissentlich jede Gelegenheit wahrnahm, durch milde Freundlichkeit den Niedergeschlagenen wieder aufzurichten und einer inneren Entfremdung zwischen ihm und seinem Kinde vorzubeugen. Er gehörte nicht zu den moralischen Polterern, die an Tadel und Rüge Gefallen finden; gern und willig erkannte er an, was nur irgend anzuerkennen war, und klammerte sich mit rührender Zuversicht an die leiseste Regung von Besserung. Trotzdem er auf obigen Brief wahrscheinlich gar keine Antwort erhalten hat, erwähnte er in seinem nächsten Schreiben kein Wort mehr von den darin berührten Dingen; statt dessen machte er seinem Sohne mit sichtlichem Bestreben, ihm etwas Erfreuliches zu sagen, die Mittheilung, daß indessen die Räuber mit großem Beifall und bedeutendem Erfolge in Stuttgart, wo man auch Vorbereitungen zur Aufführung von Louise Millerin (Kabale und Liebe) und Fiesko mache, über die Bretter gegangen seien, und stellte ihm einen längst gewünschten Besuch Christophinens in Aussicht.

Solche versöhnungsvollen Briefe fanden nicht immer die

gebührende Aufnahme. Schon die Saumseligkeit Schillers in der Beantwortung derselben mußte den Vater, der bei aller seiner Arbeit stets Zeit zum Schreiben zu finden wußte, verdrießen. So hat er sich in seinem nächsten, über zehn Wochen später geschriebenen Briefe zu beklagen, daß Friedrich seine Eltern so lange in Ungewißheit über sein Befinden läßt und auf die ausdrückliche Anfrage, was von dem Gerüchte seiner Verbindung mit der schönen und reichen Tochter des Buchhändlers Schwan zu halten sei, kein Wort erwiedert hat, so gut er wissen konnte, wie lebhaft die Sache die Seinigen bewegte. „Wollte Gott, schreibt der Vater, es wäre etwas daran und Er bekäme eine Gehülfin, die Ihm Seine Haushaltung arrangieren und die Sorge dafür abnehmen könnte; denn ich begreife ganz wohl, daß Er ohne dieses, ohne Jemand, der auf Seine Wirthschaft sieht, je mehr und mehr zurückkommen und dadurch alle Lust und alles Feuer zum Arbeiten verlieren wird.“ Will man nach solchen Aeußerungen, wie es geschehen ist, in Schillers Vater „ein Stück Polonius“ erkennen, so sollte man wenigstens nicht vergessen, daß der wackere Mann dabei in erster Linie die ungehinderte Entfaltung der seinem Sohne verliehenen Gaben im Auge hatte, die damals in der größten Gefahr waren, unter dem Drucke widriger Verhältnisse zu verkümmern. Eine Ehe in dem Sinne des Vaters freilich, die lediglich praktische Forderungen befriedigen sollte, ohne Rücksichten darauf, „ob sich auch das Herz zum Herzen finde,“ eine solche

Ehe würde Schillern nimmer glücklich gemacht haben. Aber der ehrliche Vater rieth eben nach seinen eigenen Erfahrungen. Er selbst hatte im Ganzen noch wenig Grund gefunden, seine, wie es scheint, aus rein verstandesmäßigen Beweggründen getroffene Wahl zu bereuen. Sich nur dem Zuge des Herzens anzuvertrauen, konnte und durfte er schon darum seinem Sohne damals nicht anrathen, weil er wußte, wie leicht dieser bei seinem Mangel an Menschenkenntniß zu dem schlimmsten Fehlgriffe fähig war.

In jenem Mangel an Welterfahrung und richtiger Beurtheilung der Menschen erkannte er mit sicherem Blicke den Stein des Anstoßes, an dem der Unerfahrene schon oft sich wehe gethan habe, und nur zu wahr sind seine wohlgemeinten Worte: „Er, mein bester Sohn, läßt sich zu sehr von dem Schein einnehmen, schließt von Seinem eigenen guten Herzen auf andere, ohne sie zu prüfen, und am Ende findet sich nicht selten das Gegentheil oder wenigstens mehr Complimente als Realitäten".

Die sehnlich erwarteten Nachrichten aus Mannheim trafen endlich ein. Der säumige Correspondent sandte sogar zwei Briefe kurz nacheinander, aber ungleich an Inhalt wie Tag und Nacht, wie Hoffnung und Verzweiflung. Der erste brachte die tröstliche Versicherung, daß seine Sachen anfingen, eine bessere Wendung zu nehmen, sei es daß Schiller vorübergehend selbst daran glaubte oder daß er die Eltern, um ihnen Kummer zu ersparen, so lange als möglich über seine wirkliche Lage zu täuschen

für gut fand. Der zweite enthielt ein offenes Bekenntniß seiner Umstände, welche in der That höchst traurig waren. Er erklärte, daß seine Verlegenheit „bis zur Desperation" gehe und ihn, wenn der Vater nicht sofort für ihn eintrete, zu den äußersten Schritten treiben werde, Ausdrücke, die den Eltern die Haut schaudern machten. Dabei erging er sich in Klagen über die Ungerechtigkeit des Schicksales und wälzte alle Schuld auf seine lange Krankheit und auf seine Erziehung in der Akademie. Der Vater, der so plötzlich alle eben erst erweckten Hoffnung „in die Tiefe des Meeres" geworfen sah, fühlte sich fast unvermögend zu antworten. Aber der wackere Mann hatte eine viel zu hohe Auffassung von seiner Vaterpflicht, um den Unglücklichen seiner öden Verzweifelung zu überlassen und ihm seine Meinung darüber vorzuenthalten, wie ein Mann von Charakter und Christenthum in solcher Lage denken müsse. Der Brief, in welchem er seinem gepreßten Herzen Luft macht, ist an Aufschlüssen über die Denkart seines Verfassers einzig in seiner Art. „Wäre ich im Stande, Ihn aus Seiner Verlegenheit zu setzen, sagt er, so würde ich es vielleicht thun und Ihm dabei schreiben, was ein Vater in solchen Fällen schreiben könnte. Aber da es mir schlechterdings unmöglich ist — — und da Er es weiß, daß kein Soutien von Haus zu erwarten ist, und gleichwohl sich nicht mehr in Acht nimmt, auf eine bessere Eintheilung zu denken: so müssen wir Eltern ja an einer Besserung ganz verzweifeln und den traurigsten

Nachrichten von Ihm entgegensehen. Wir sind nicht so unbillig, daß wir uns in Gedanken nicht in Seine nothwendige Lage sollten setzen können, daß Er nehmlich als ein fremder junger Mann, welcher die Absicht hat, sich in Mannheim zu etabliren, es an äußerlichem Anstande nicht dürfe fehlen lassen; daß es in Mannheim nicht wohlfeil zu leben sei, daß Sein dermaliger Beruf Ihm auch Gelegenheit zu unnöthigen Ausgaben mache u. s. w., und daß Er dadurch Sich in einige Schulden verwickelt habe, die Ihn aber nicht drängen würden. — — Aber da er jetzo schreibt, zwischen heut und vierzehn Tagen stehe alles auf der Wage, — daß, wenn Er sich nicht helfen könne, Er zu desperaten Hilfsmitteln Seine Zuflucht nehmen müsse, — so können wir nicht anders denken, als daß ein außerordentlicher Zufall Ihn unvermuthet zu dieser Extremität gebracht habe müsse". Wie, wenn das Gerücht wahr wäre, daß der Verirrte falsche Wechsel geschrieben habe? „Ich für meine Person, äußert der Vater in Bezug auf diese infame Verleumdung, kann es unmöglich glauben, daß Er Sich so vergessen, und so weit unter die gemeine Rechtschaffenheit eines jeden ehrliebenden Menschen erniedrigt haben werde — aber außerdem ist mir doch Seine dermalige Verlegenheit sehr auffallend, indem ich nach Seinem letzten Schreiben so viel Hoffnung vor mir hatte, keine dergleichen Nachrichten erwarten zu müssen. Was mich anbei am meisten darniederschläget, ist Seine Klage über Ungerechtigkeit des Schick-

fals. Eben so leicht hätte Er schreiben können, der Vorsehung oder Gottes, denn es ist einerlei. Ach Gott! behalte meinem Sohn diese schwere Sünde nicht! Hätte Er nur einen Funken Christenthum, so würde Er Sich in alle Wege der Vorsehung leichtlich finden können, aber daran fehlt es, und da muß Gott, Seine Seele zu retten und Ihn zur Erkenntniß zu bringen, Ihn vorher tief herunterfallen lassen, daß Er weder bei sich Selbst noch bei andern Menschen Hilfe finden kann, sondern Sich zu ihm, zu Gott, dem alles möglich ist, und der Ihm Seine Wünsche erfüllen wird, wenn es gut für Ihn ist, wenden und einzig von ihm alles erwarten soll. — Daß Er Sich ganze acht Monate mit Wechselfiebern geschleppt hat, das macht Seinem studio keine Ehre, und Er würde ganz gewiß einem Patienten in dem nämlichen Falle die bittersten Vorwürfe gemacht haben, daß er sich in der Diät und dem Regimine (Lebensweise) nicht nach Vorschrift verhalten. — Der Mensch wird wahrlich nicht immer, was die Umstände wollen, sonst wäre er ganz Maschine. Mein lieber Sohn, Er hat noch nie recht mit Sich selber gerungen, und es ist höchst unanständig und sündlich, Sein Nichtwollen auf die Erziehung in der Academie zu wälzen. Es sind viele gute Leute herausgewachsen, die ebenso wenig Unterstützung gehabt oder verlangt haben, und sie bringen sich anjetzo wohl fort, sind geachtet und versorgt. Was glaubt Er wohl, wie uns Eltern zu Muthe sei, wenn wir zurückdenken, daß Er in alle Seine

Verlegenheit nicht gekommen, daß wir tausend Sorgen Seinetwegen nicht gehabt haben würden, daß Er ganz gewiß anjetzo das, was Er gesucht, erlangt hätte, (?) wenn Er hier geblieben wäre, und daß Er überhaupt glücklicher, mit Sich selbst zufriedener und in der Welt brauchbarer wäre, wenn Er mehr in der Mittelstraße hätte bleiben und nicht Epoche machen wollen". Es ist von dem Standpunkte späterer Thatsachen aus leicht, den Schreiber dieser Worte beschränkter Kurzsichtigkeit zu zeihen, aber, fragen wir, was hatte denn Schiller in der letzten Zeit geleistet, um dem Vater zu beweisen, daß sein Ehrgeiz erreichbaren Zielen nachjage, daß er Außerordentliches leisten könne, daß er den richtigen Weg zu einem glücklichen, zufriedenen und segensreichen Dasein eingeschlagen habe? Man mag über seine Thätigkeit in Mannheim denken, wie man wolle, das wird man nicht in Abrede stellen können, daß sie — ob mit oder ohne seine Schuld — die unfruchtbarste in seiner ganzen literarischen Laufbahn gewesen ist. Unbedingt Recht hat aber der Vater, wenn er weiterhin in seinem Briefe ungerechtfertigten Ansprüchen Schillers gegenüber erklärt, es sei nicht nothwendig, daß ein größers Talent sich auch im äußerlichen „Anstande" (Auftreten) auszeichnen müsse, wenigstens so lange nicht, bis man den gehörigen Nutzen von seinen Kräften gezogen habe und alsdann sagen und beweisen könne: Dies und jenes habe ich meinem Fleiß und meinem Kopf zu danken. „Gott regiere Ihn mit

seinem guten Geiste, heißt es zum Schluß, und erwecke Ihm Freunde, die Ihm aus der Noth helfen (ein Wunsch, der, bevor er ausgesprochen ward, schon erhört war). Wir können nichts weiter thun, als für Ihn beten". Und das war keine leere Phrase. —

Inzwischen war Christophine von einem längeren Besuche beim Bruder in das Elternhaus zurückgekehrt und hatte gewiß ihr Möglichstes gethan, den Vater zu beschwichtigen; wenigstens ist der Ton seines nächsten Briefes weit ruhiger. Er äußert große Besorgniß um die Gesundheit seines Sohnes, von der er seit langer Zeit keine Nachricht hat. „Sein übrige Lage sagt er, müssen wir eben bedauern und können leider zu deren Erleichterung nichts beitragen". Und doch hat dem guten Vater das Nachdenken darüber, auf welche Weise eine solche Erleichterung zu verschaffen sein möchte, Tag und Nacht keine Ruhe gelassen. Er findet keinen andern Weg, als den Bedrängten, ungeachtet der neuen, ihm und den Seinigen dadurch erwachsenden Einschränkungen und Entbehrungen, auf einige Zeit zu sich zu nehmen. Er selbst will Alles thun, um beim Herzog durchzusetzen, daß dieser seinem Sohn „eines Theils, seiner Gesundheit wegen und andern Theils sich zur Ergreifung des medicinischen Doctorgradus persönlich vorzubereiten", die Rückkehr in die Heimath gestatte. So würde dieser 6 bis 8 Monate lang Kost, Logis und Wäsche ersparen und bei den Seinigen „auch die Gelegenheit zu Extra-Depensen vermeiden können."

Vergebliches Bemühen. Schiller hätte einen weniger stolzen Sinn besitzen müssen, wenn er schon jetzt, wo er dem Herzoge noch nicht beweisen konnte, daß seine Flucht in der That kein voreiliger und überlegter Schritt gewesen sei, zu einem solchen Gesuche seine Einwilligung hätte geben sollen. Und doch hatte seine Bedrängniß gerade in dieser Zeit ihren Gipfel erreicht. Wie ein gehetztes Wild von seinen Gläubigern verfolgt und ohne alle Aussicht, seinen ehrlichen Namen zu retten, mußte er auf schleunigste Hilfe denken, und da war kein anderer Helfer zu finden, als sein Vater. Ob seine Forderung billig oder unbillig sei, was kümmerte ihn das in seiner entsetzlichen Lage? Er scheint aber auch, wie aus dem Tone der väterlichen Antwort zu schließen ist, die Sprache kindlicher Bescheidenheit in seiner Erregung ganz vergessen zu haben. „Hier sitz ich, — beginnt die Antwort — habe Seine Briefe vor mir, und bin dadurch für Unmuth bis zu Thränen gerührt. Schon lange hab' ich Seine gegenwärtige Lage voraussehen können, zu der der Anfang schon in Stuttgart gemacht worden. Ich habe Ihn treulich dafür gewarnt, Ihm die beste Anweisung gegeben, allen Aufwand, der Sein Einkommen übersteigt, zu vermeiden und sich in keine Schulden zu verwickeln, die zwar geschwinde gemacht, aber schwer zu bezahlen sind. Ich hab' Ihn, wie er aus der Academie gekommen, hinlänglich equipirt; unser gnädigster Herzog hat Ihm zu einem Anfang und für Seine Dienste ein Brod gegeben, bei

dem Er als lediger Mensch neben dem, was Seine Eltern noch täglich zu einiger Erleichterung gethan, wohl hätte auslangen können — aber da haben alle diese Vortheile, alle meine Lehren, alle Hoffnungen auch zu hiesigen besseren Aussichten nichts vermögen können; Er hat alle meine Gründe bestritten, alle meine und andere Erfahrungen hintangesetzt und nur solchen Phantasien und Leuten gefolgt, die ihn in's Verderben stürzen mußten. Gott selbst hat nach seiner Weisheit und Güte zu Seiner Selbsterkenntniß keinen andern Weg wählen können, als Ihn in den äußersten Druck kommen zu lassen, Ihn fühlen zu lassen, daß all unser eigenes Wissen und Können, all unsre Hoffnung auf andre Menschen, auf zufällige glückliche Wendung und dergleichen meistens eitel, thöricht und vergeblich sind, und daß er es sei, der alleine Hülfe schafft allen denen, die ihn mit Ernst und Geduld darum bitten. Aber wehe dem, der keinen Gott hat, zu dem er in der Noth fliehen kann! — Bei all der Beugung, die Ihm seit seiner Entfernung widerfahren, ist Er noch nie gedemüthigt, nur mit Zwang gewitzigt worden. Da ich Ihm im Januar dieses Jahres, theils aus erhaltenen Nachrichten, größtentheils aber aus angestellter Ueberlegung Seine damaligen Umstände geschildert habe, so mußte Er mir Beifall geben und ersuchte mich, für die Holl'sche Schuld gutzusagen, mit dem Versprechen, daß Er alle Quartal 25 fl. abtragen wolle. Vorher bat Er mich, auch bei dem Hauptmann von Schade gut zu sprechen.

Als ich auf Tilgung des letzten Postens drang, und Er endlich selbige 50 fl. schickte, da war Sein Brief voller Vorwürfe, voller Spitzfindigkeiten, die sich für einen Sohn nicht schicken. Da war Er über alle Berge erhaben, der Vater nur eben gut genug, für die Holl'sche Schuld zu stehen, die ich auch bis Ende Februar ohne Fehl bezahlen muß, so sauer es mir geschienen, und so gewiß ich dieses Geld an unserm eignen Bedürfniß muß abgehen lassen, denn ich habe außer meiner in 390 fl. bestehenden jährlichen Besoldung keinen Heller andere Einkünfte, weil mein Bestand der hiesigen Grasplätze zu Ende ist.[8]) Er kann jetzt selbst denken, wie mich Sein letzter Brief, worin Er verlangt, ich möchte Ihm 2—300 fl. anschaffen, in den äußersten Unmuth gesetzt haben müsse. Ich hab' Ihm niemals Gelegenheit gegeben zu denken: mein Vater kann und wird mich retten, wenn ich in Verlegenheit komme, und Er weiß ja selbst, daß ich noch drei Kinder habe, wovon noch keines versorgt ist, und die Seinetwegen schon jetzt um viel zurückkommen. Auf Seine Aussichten, Hoffnungen, Pläne, Versprechungen und dergl. kann ich nicht gehen, um so weniger, als ich hierin schon so sehr getäuscht worden, und wenn ich auch einigermaßen glauben wollte, so wäre ich doch nicht im Stand, irgendwo Geld aufzunehmen, denn ob ich schon als ein ehrlicher Mann bekannt bin, so weiß man doch meine Vermögens-Umstände, meine Besoldungs-Einnahme, und daß ich außer Stand wäre, eine Schuld von 2—300 fl.

von meiner ordinären Einnahme wieder heimzahlen zu können. Um Ihm aber gleichwohl zu bezeugen, daß ich alles thue, was mir möglich ist, sende ich Ihm hier zwei Louisdor, die ich wahrhaftig entlehnen müssen, denn ich hätte sonst mit dem noch in meiner Haushaltungs-Casse Uebrigen ja nicht bis Martini (der Brief ist vom 28. September 1784) auslangen können. Für Ihn ist es vielleicht wenig, mir aber ist es nicht also, und da ich mich lang besinne, zu etwas Entbehrlichem Geld herzugeben, so hoffe ich, Er werde mit diesem auf das Beste wirthschaften, denn ich muß hinzufügen, daß es das letzte Mal sein wird, daß ich Ihm etwas schicken könnte. Inzwischen muß Er den Muth nicht sinken lassen und an Seiner Lage verzweifeln, vielmehr mit Thätigkeit dagegen arbeiten, selbst sich in Geduld üben, Vertrauen auf Gott fassen, ihn ernstlich mit Beugung des Herzens um seine Hülfe anflehen, sie nicht sogleich erzwingen wollen, sondern unter anhaltender Demüthigung erwarten. Alsdann aber soll Er auch seinen Gläubigern mit Höflichkeit begegnen, sie nicht ängsten und vermeiden, sondern vielmehr aufsuchen und um längere Geduld bitten, hauptsächlich aber sich bei Freunden und Leuten, die Ihm Erleichterung schaffen können, aus übel angebrachtem Stolz nicht verbergen."

Soweit dieser Brief, dessen Schluß verloren gegangen ist. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn er, so gut er auch gemeint war, unter den obwaltenden Umständen die

beabsichtigte Wirkung gethan hätte. Schillern stand das Wasser bis an den Hals; was helfen aber einem Ertrinkenden Worte? Und was an reeller Hilfe geboten ward, war doch in solcher Lage nicht besser als ein Tropfen auf einen heißen Stein. Erkundigungen nach ihm im Namen seines Vaters, die plump und rücksichtslos genug unternommen sein mochten, beleidigten sein Selbstgefühl; er wollte nicht mehr wie ein unreifer Knabe behandelt sein. Er verbat sich, sein Herz verläugnend, in gereiztem, unkindlichem Tone bei dem Vater solche Nachfragen und wiederholte unter Vorwürfen, daß dieser die geforderte Summe für ihn hätte aufbringen können und sollen. Nie war die Gefahr eines Bruches zwischen Vater und Sohn größer, als damals, und daß er nicht eintrat, war wahrlich nicht das Verdienst des Sohnes. Der Hauptmann Schiller hielt streng auf die Wahrung seiner väterlichen Autorität, und die von ihm freudig anerkannte geistige Ueberlegenheit Friedrichs konnte ihn in diesem Grundsatz nicht irre machen. Heftige leidenschaftliche Erregung konnte den sonst ruhigen und besonnenen Mann ergreifen, wo er bei seiner Familie offener Auflehnung gegen die zu ihrem Wohle ergriffenen Maßregeln, unbilligen Ansprüchen und pietätlosem Verhalten begegnete. Er bezwang sich diesmal, legte den unkindlichen Brief seines Sohnes zurück und beantwortete ihn erst nach vielen Wochen in gebührender und würdiger Weise. „Lieber Sohn, schreibt er am 12. Januar 1785, sehr ungern

gehe ich an die Beantwortung Seines letzten Schreibens, das ich lieber niemals gelesen zu haben wünschte, als daß ich die darin enthaltenen Bitterkeiten nochmals durchkosten soll. — — Das Verhältniß zwischen einem guten Vater und dessen, obschon mit vielen Verstandeskräften begabten, doch aber dabei in dem, was zu einer wahren Größe und Zufriedenheit erforderlich wäre, immer noch sehr irre gehenden Sohne kann den Letzteren niemals berechtigen, das, was der Erstere aus Liebe, aus Ueberlegung und aus selbstgemachter Erfahrung jenem zu Gute vornimmt, als Beleidigung aufzunehmen. Was die verlangten 300 fl. anbetrifft, so weiß es leider Jedermann, dem meine Lage nur einigermaßen bekannt, daß es mir nicht möglich sein kann, nur 50 fl., geschweige denn so viel, im Vorrath zu haben; und daß ich eine solche Summe borgen sollte, zu immer größerem Nachtheile meiner übrigen Kinder für einen Sohn borgen sollte, der mir von dem so Vielen, was er versprochen, noch das Wenigste halten können: da wäre ich wohl ein ungerechter Vater."

Kurz darauf tritt das Verhältniß zwischen Vater und Sohn in eine ganz neue Phase. Schiller wurde durch die frohe Aussicht, endlich aus dem verhaßten Mannheim loszukommen und in Leipzig eine sorgenfreiere, durch die Freundschaft edler Menschen verschönerte Stätte zu finden, sich selbst wiedergegeben und gewann mit der ihm eigenen Spannkraft schnell das gestörte Gleichgewicht seines Innern wieder. So wurde er wieder unbefangen

genug, die treue Liebe, welche der Vater stets, auch bei ernstesten Vorwürfen, gegen ihn im Herzen getragen hatte, dankbar zu erkennen und die Berechtigung seiner Forderungen, Rathschläge und Ermahnungen einzusehen. Er errang den schweren Sieg über sich selbst, nach welchem zu streben der Vater ihn so inständig gebeten hatte, und wohl mochte schon in seinen damals nach Hause geschriebenen (leider sämmtlich verlorenen) Briefen das Geständniß anklingen, das er nicht lange darauf seinem Freunde Körner machte: daß er mit einer Beschämung, die ihn nicht niederdrücke, sondern männlich emporraffe, rückwärts in die Vergangenheit sehe, die er durch die unglücklichste Verschwendung mißbraucht habe. Auch dem Vater verschwieg er es gewiß nicht, als er zu dem männlichen Entschlusse gekommen war, die größere Hälfte seiner Bedrängniß und Mißerfolge von der Schuld des Geschickes auf sein eigenes Versäumen zu nehmen und, die Vergangenheit nachholend, den edeln Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen. Mit diesem ernstgemeinten Entschlusse ward der Jüngling zum Manne.

Was aber den Vater am meisten von seiner Sinnesänderung überzeugte, waren nicht Worte; sie hatten ihn zu oft getäuscht. Wir haben gesehen, welchen hohen Werth der tüchtige Mann auf treue redliche Arbeit legte, und so hielt er in richtiger Würdigung ihrer sittlichen Bedeutung seinen Sohn für gerettet, als er von dessen neuerwachtem, erfolgreichem Streben vollgiltige Beweise erhielt.

Schiller schickte seinem Vater das erste Heft seiner Thalia und nöthigte demselben durch diese Probe seines Fleißes und seiner Kraft das frohe Geständniß ab, daß er den Inhalt, und vorzüglich die Bruchstücke von Don Carlos, ganz außerordentlich stark durchdacht und ausgefeilt finde; es sei die beste von allen seinen bisherigen Arbeiten. „Und nun bezeuge ich Ihm, heißt es weiter, daß sowohl dies neue Stück, Seine Beschäftigung, als auch die überschriebenen guten Aussichten (auf Leipzig) uns eine herzliche Freude gemacht und daß Seine religiösen Aeußerungen am Ende des heutigen Briefes mich und Seine Mutter zu Thränen des Dankes gegen Gott gerührt, daß er unser armes Gebet für Ihn um Regierung seines guten Geistes nicht verworfen hat; denn aus diesen Aeußerungen überzeugen wir uns, daß Er, unser lieber Sohn, sich von der besonders unter Gelehrten herrschenden Freigeisterei so weit losgewunden habe, daß Er erkenne, wie alles Gedeihen durch den Segen von oben herabkommen müsse. O mein Sohn, was kann mich stärker überzeugen, als selbstgemachte öftere Erfahrungen! Wo all unsere Einsichten, Plänen, Vorsätze, Anfänge scheitern, wo Rath, Zusage oder Hilfe von Menschen nicht hinreicht, um einen sichern Schritt zu thun, und man sich in einer ernstlichen Demüthigung und Gebet zu Gott wendet, das bringt aus Finsterniß Licht und es erscheint Hilfe, die einem Wunder gleich siehet. Und gesetzt, sie erschiene nicht sobald, als wir sie erwarten, so wird uns doch das

Herz leichter, wir gewinnen Vertrauen und Zuversicht auf Gott und werden aufgemuntert, durch Geschäftigkeit, Fleiß und Ordnung auch das Unsrige dazu beizutragen".

Die erfreulichen Aussichten seines Sohnes erleichterten ihm den herben Schmerz, den er in dem Gedanken empfand, gerade jetzt, wo er ihn kaum wiedergewonnen, so weit von ihm getrennt zu werden, fast ohne Hoffnung, ihn jemals wiederzusehen. Er ließ es sich kaum merken, wie nahe ihm die Trennung ging, um allen Anschein zu vermeiden, als wünsche er seinen Sohn in seinem Entschlusse wankend zu machen; aus demselben Grunde war er rücksichtsvoll genug, ihm sein in der Folge bestätigtes Bedenken, daß es in Leipzig noch mehr als in Mannheim kosten würde, zu verschweigen. Wie er schon früher, als er in ihm noch einen unerfahrenen Jüngling sah, es grundsätzlich vermieden hatte, „dem stürmischen Lebensgange des Sohnes," wie Palleske sich treffend ausdrückt, „einen brutalen Widerstand entgegen zu setzen," und zwar in der richtigen Erkenntniß, daß nur so ein Charakter sich bilden kann, so hielt er sich jetzt, wo er in seinem Sohne den Mann zu achten begann, für doppelt verpflichtet, sich vor jedem Mißbrauche seiner väterlichen Auctorität zu hüten.

Eine letzte Zusammenkunft in Heilbronn war Alles, um was er bat; und als sich Hindernisse fanden, entsagte er auch dieser Hoffnung mit den ergebungsvollen Worten: „Nun, es sei, wie es wolle, so geschehe des Herrn Wille."

Er fügte sich um so lieber darein, als sein Sohn sich gerade durch die Kosten hatte bestimmen lassen, eine persönliche Zusammenkunft auf eine spätere Zeit hinauszuschieben, und freute sich über diesen unerwarteten Beweis der so oft vergeblich empfohlenen Sparsamkeit mehr, als er sich durch die Vereitelung seines Herzenswunsches betrüben ließ.

So mußten sich denn die Eltern darauf beschränken, dem scheidenden Sohne brieflich Kuß, Umarmung und den Wunsch auf den Weg zu geben, daß Gott zu den guten Aussichten desselben doch endlich einmal seinen Gnadensegen geben wolle. Der Vater schärfte ihm noch ganz besondes ein, auf der Reise und an seinem künftigen Bestimmungsorte sich aller möglichen Sparsamkeit zu befleißigen; außerdem rieth er ihm „die beste Vorsicht und Klugheit in Ansehung derer, die seine Bekanntschaft suchten." Ueberhaupt war er ganz Sorge um ihn. Er ließ sich, als anfangs die Nachrichten aus Leipzig ausblieben, dort nach ihm erkundigen, wobei er zu seiner großen Genugthuung erfuhr, „daß sich jede Thür dem Namen Schiller mit Vergnügen öffnen werde." Bemerkenswerth ist, daß er diesmal, des übeln Eindruckes eines ähnlichen in Mannheim gethanen Schrittes wohl eingedenk, von seiner Erkundigung dem Sohn ausdrücklich meldet, um ja nicht den Verdacht entstehen zu lassen, als habe es hinter dem Rücken desselben geschehen sollen. So vermied er von nun an mit zartem Sinne alles, was das feine Gefühl seines

Sohnes verletzen konnte; was er für ihn that, durfte nicht zudringlich erscheinen, und wenn er ihm einen Rath hinsichtlich seines Verhaltens gab, was sich immer noch zuweilen als sehr nöthig erwies, so geschah dies in der mildesten und schonendsten Form. So erfreut er auch über den Freundschaftsbund seines Sohnes mit Körner ist, deutet er dem Ersteren doch mit der leisen Hand, mit der ein geschickter Arzt eine wunde Stelle berührt, seine Besorgniß an, er möchte, durch die Bereitwilligkeit des Freundes verführt, aus der freigebigen Hand desselben Darlehen annehmen, die ihm nicht nur neue Fesseln anlegen und ihn, wie vordem in Mannheim, an die Scholle ketten würden, sondern auch die Ursache werden könnten, daß er dereinst, von dem Drucke der eingegangenen Verbindlichkeiten belästigt, die Pflichten der Freundschaft hier ebenso vernachlässigte, wie gegen die edle Frau von Wolzogen. Schillers Betragen gegen diese seine Wohlthäterin war in der That unverantwortlich. Wenn irgend etwas das ewige Mahnen und Drängen des Vaters zu Sparsamkeit und guter Wirthschaft, welches dem Genius gegenüber leicht kleinlich erscheinen könnte, vollkommen zu rechtfertigen im Stande ist, so ist es der Verlauf der Beziehungen zwischen Schiller und jener vortrefflichen Frau. Aus diesem Grunde wird es gestattet sein, einen Blick auf dieselben zu werfen. Da wird sich zeigen, zu welchem bedenklichen, um nicht zu sagen unwürdigen Verhalten pecuniäre Verpflichtungen auch das edelste Herz zu bringen

vermögen, wenn der ernste Wille fehlt, sich ihrer gewissenhaft zu entledigen.

Frau von Wolzogen war es bekanntlich gewesen, die dem unstäten Flüchtlinge ein sicheres und sorgenfreies Asyl auf ihrem Gute Bauerbach geboten hatte. Aber sie that, obwohl selbst in keineswegs glänzenden Umständen, noch mehr, sie schoß ihrem Schützlinge, als er nach Mannheim ging, eine nicht unbeträchtliche Summe vor oder verbürgte sich für dieselbe. Schiller nannte sie im Ueberschwange der Dankbarkeit seine Mutter und schrieb ihr von Mannheim aus die herzlichsten Briefe, in denen er denn auch fast nie unterließ, die Bezahlung seiner Schuld in die sicherste Aussicht zu stellen. Er setzte sich selbst Termine, die er stets versäumte, er versprach, ohne jemals Wort zu halten; es war immer „ganz unmöglich." Nachgerade verband sich mit dem Andenken an die hochverehrte Frau der peinigende Gedanke an das Beschämende seines Verhaltens gegen sie so eng, daß er Wochen, Monate lang ganz gegen sie verstummte, bis sie selbst ihn zu neuer Belebung ihrer freundschaftlichen Beziehungen aufforderte. Dann klagte er über den Eigensinn des Schicksals, der ihn zwinge, sein eigenes Herz zu verleugnen, versprach fester denn ja, und ließ im Stiche wie immer. Neue, von eigener Geldverlegenheit eingegebene Erinnerung der Gläubigerin an die alte Schuld, neue Zerknirschung des Schuldners, neue Vertröstungen. Da heißt es (in einem Briefe vom 8. Okt. 1784): „Ihr Brief, meine

Theuerste, und die Situation, in welcher ich mich Ihnen gegenüber befinden muß, hat eine schreckliche Wirkung auf mich gemacht. Unglückliches Schicksal, das unsre Freundschaft so stören mußte, das mich zwingen mußte, in Ihren Augen etwas zu scheinen, was ich niemals gewesen bin und niemals werden kann, niederträchtig und undankbar. Urtheilen Sie selbst, meine Beste, wie weh es mir thun muß, auch nur einen Augenblick in der Liste derjenigen zu stehen, die an Ihnen zu Betrügern geworden sind. Gott ist mein Zeuge, daß ich es nicht verdiene". Nun schildert er mit beweglichen Worten, wie ihm seine entsetzliche Beschämung und die niederdrückende Empfindung seiner Ohnmacht, den berechtigten Wunsch seiner Wohlthäterin zu erfüllen, den Gedanken an sie zu einer Quelle von Marter gemacht und ihm allen Muth zu brieflichen Herzensergüssen genommen habe, so sehr ihm diese auch Freude, ja Bedürfniß seien. „Aber jetzt, fährt er fort, sind meine Entwürfe gemacht, und das mit reifer, vollkommener Ueberlegung. Wenn ich jetzt auf meinem Weg nicht beunruhigt werde, so ist meine Zukunft gegründet. Ich komme in Ordnung und werde in Stand gesetzt, auf den letzten Heller zu bezahlen. Nur jetzt muß ich Luft haben, bis meine Sachen im Gange sind, wenn ich jetzt gelähmt werde, so bin ich es auf immer." Er entwickelt dann mit unbewußter Uebertreibung seine rosigen Aussichten. „Alles — heißt es weiter — beruht auf meinem Fleiß und meiner Gesundheit. Der Gedanke, Ihnen meine Beste, aus der

Bedrängniß zu helfen und Ihnen etwas von meiner unendlichen Verbindlichkeit abzutragen, wird meinen Eifer beleben — der Wunsch, endlich einmal in Ordnung und Ruhe mich zu fühlen, wird mich anspornen, alle Kräfte meines Geistes aufzubieten. Meine Lebensart ist rangirt, und ich darf sagen, daß ich kein leichtsinniger Verschwender mehr bin. Eher will ich mir alles entziehen, als diejenige leiden lassen, der ich alles, alles schuldig bin. Ich gebe Ihnen also feierlich und fest, die gewisse Erklärung, daß Sie von heute an bis zu Ende 1785 terminweise ganz bezahlt werden sollen. Zu dem Ende habe ich meine Schuld auf 3 Wechsel eingerichtet, die ich nach den Zeiträumen, wie sie benannt sind, abtragen werde. Zählen Sie auf diese Versicherung. Ich weiß gewiß, daß Gott meine Gesundheit zu diesem edlen Zwecke fristen wird. Sie, als Edeldame, werden doch auf so lange Credit gewinnen können. Das sind die Gläubiger in der ganzen Welt ihren Schuldern schuldig, wenigstens ein Jahr, 2 Jahre über die Zeit zu warten, wenn sie nur dann gewiß befriedigt werden, und das sollen Sie, darauf bauen Sie". — Gewisser kann man doch wahrlich nichts versprechen. Aber nach einem halben Jahre muß er, weil er selbst nicht den Muth hat, die schon wieder abgebrochene Correspondenz neu anzuknüpfen, seinen Vater bitten, Frau von Wolzogen auf's neue zu vertrösten; denn noch ist kein Pfennig bezahlt. Hier zeigte sich der Vater feinfühliger als der Sohn. Er giebt ihm zu bedenken,

„es daß unumgänglich Pflicht- und Wohlstands halber nöthig ist, selbst zu schreiben"; die gute Frau sei selbst in einer bedürftigen Lage; „es wäre demnach, fügt er hinzu, sehr edel, sehr angelegt gewesen, wenn Er, mein Sohn, ihr nur etwas hätte schicken können". „Schreiben muß Er ihr selbst, wiederholt er, und wenn Er den Brief mir zuschickt, so will ich auch dazu schreiben, oder sie hierher bitten". Im Hinblick auf ein solches Betragen seines Sohnes hatte der Vater gewiß allen Grund zu der Warnung, die Freundschaft Körners nicht auf ähnliche Proben zu stellen. Wann hat nun Schiller die Frau von Wolzogen bezahlt? Jedenfalls noch nicht am 1. August 1787, wo er ihr wiederum bekennt, daß es ihm durchaus noch nicht möglich sei, seine Schuld an sie abzutragen; aber es bedürfe für ihn keines Mahners, sein Herz, seine tiefe Schaam mahnten ihn genug. Und doch ist noch am 6. März 1788 alles beim Alten. Nun aber soll die Sache ganz ernstlich betrieben werden; es wird die alte Komödie terminweiser Wechsel in Scene gesetzt; und diesmal hätte der säumige Schuldner vielleicht wirklich Wort gehalten, wenn nicht die geduldige Gläubigerin darüber hingestorben wäre.

Solchem Verhalten gegenüber, das gewiß ein Jeder aus Schillers Leben hinwegwünschen möchte, auf das er sicherlich selbst mit Beschämung zurückblickte und mit dem am allerwenigsten sein Vater einverstanden sein konnte, dürfte es denn doch nicht ungerechtfertigt erscheinen, wenn der

redliche Alte, ohne sich durch den Schimmer des Genies bestechen zu lassen, ernst und unablässig, ein getreuer Eckart, vor leichtsinnigen Versprechnungen warnte, zu gewissenhafter Erfüllung eingegangener Verpflichtungen mahnte, das Bewußtsein der persönlichen Verantwortlichkeit erweckte und stärkte, von Ueberschätzung eigener Kraft und blinder Zuversicht auf die Zukunft abrieth, und Sparsamkeit, Enthaltsamkeit, Selbsterkenntniß, Willensfestigkeit und Pflichtgefühl an das Herz legte. Manches seiner Worte ging gewiß im Drange der Umstände und in der Verblendung des Augenblicks verloren, manches aber fiel auch auf gutes Erdreich und bracht bald oder später, an geheimer Stätte fortkeimend, hundertfältige Frucht.

Als Schiller der väterlichen Zucht entwachsen und zum Manne geworden war, da war es Zeit, daß die Aufgabe des Vaters in die Hände eines Freundes überging. Ein gütiges Schicksal schenkte ihm auch diesen. Was der Vater dem Knaben und Jünglinge gewesen war, das ward Körner dem Manne, und er, der in seinen hervortretendsten Charakterzügen, in Gewissenhaftigkeit, Zuverlässigkeit und Besonnenheit, dem Vater Schillers so ähnlich und durch sie gleichsam prädestinirt war, in dem Charakter seines großen Freundes zur Reife zu bringen, was jener angebaut hatte, wartete mit gleicher Treue seines schönen Amtes. —

VII.

Die beständigen Sorgen um seinen Sohn waren nicht die einzigen, welche in jenen Zeiten das Herz unseres Freundes bedrängten. Auch im häuslichen Kreise blieben ihm schwere Stunden nicht erspart.

Ein altes körperliches Leiden trat bei seiner Frau kurz nach der Flucht des Sohnes mit solcher Heftigkeit auf, daß die arme Kranke in einem Jahre, wie sie selbst sagt, gewiß um zehn Jahre älter an Aussehen wurde. Immer von neuem warfen Anfälle des hartnäckigen Uebels die Dulderin auf das Schmerzenslager, obwohl der bekümmerte Gatte Alles, ja fast mehr als seine beschränkten Mittel ihm gestatteten, aufbot, um ihr Heilung oder doch wenigstens Linderung zu verschaffen, und nicht nur die tüchtigsten der ihm bekannten Aerzte an das Krankenbett rief, sondern auch unermüdlich bestrebt war, durch Einholung von Gutachten bei den bewährtesten Auctoritäten der Natur des Uebels auf die Spur zu kommen.

Diese eben so langwierige wie kostspielige Krankheit legte neben den unablässigen Geldforderungen seines Sohnes dem gewissenhaften Manne, der es sich zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht hatte, mit seinen geringen Mitteln so zu wirthschaften, daß er weder in der Gegenwart sich unerfüllbare Verbindlichkeiten auflade noch die Zukunft der Seinigen gefährde, die Pflicht um so näher, seine Ausgaben auf das äußerste einzuschränken und aus diesem Grunde selbst an die ihm wahrlich am Herzen liegende Ausbildung seiner Töchter weniger zu wenden, als er gewünscht hätte. Mochte es ihm auch in das Herz schneiden, die schönen Anlagen der strebsamen Christophine in der ihr bei der Krankheit der Mutter doppelt zugemessenen harten Arbeit für die Existenz verkümmern zu sehen — er mußte sich, um seine höhere Verpflichtung als Haupt und Ernährer der ganzen Familie nicht zu versäumen, dem bittern Zwange der Umstände fügen. Er hätte weniger fest und beharrlich in dem sein müssen, was er einmal als recht und nothwendig erkannt hatte, wenn er den Ansprüchen seiner Frau auf eine bessere, aber kostspieligere Ausbildung ihrer Töchter hätte nachgeben wollen. Hier wiederholte sich nun die alte leidige Erfahrung, daß auch in verhältnißmäßig glückliche Ehen durch verschiedene Auffassung der Gatten von der Art, wie die Wohlfahrt der Kinder am besten zu fördern sei, trübe Schatten geworfen werden. In der liebevollen Fürsorge für die Seinigen gab Vater Schiller seinem Weibe, der zärtlichsten

der Mütter, nichts nach; nur sah er weiter und war weniger einseitig als sie. Beide waren nicht frei von Leidenschaftlichkeit, die bei ihm am leichtesten da erwachte, wo er einen in seinen Augen unberechtigten Widerstand gegen seine innersten Ueberzeugungen und seinen darauf fußenden entschiedenen Willen fand, während sie, von dem Bewußtsein ihrer Mutterpflicht und der Gerechtigkeit der von ihr vertheidigten Sache durchdrungen, darüber leicht ebenso die Pflicht des Gehorsams wie die Regeln der Klugheit vergaß, wie sie denn keineswegs das sanfte, willenlose Weib war, welches die Ueberlieferung aus ihr gemacht hat. So konnten heftige Auftritte zwischen den Gatten nicht ausbleiben. So oft ihm sein Weib Vorwürfe über die gesellige und geistige Vernachlässigung ihrer Töchter machte und Forderungen daran knüpfte, welche zu erfüllen er sich außer Stande sah, wich seine sonstige Ruhe und Besonnenheit einem jäh auffahrenden Ungestüm; er hielt ihr vor, daß sie ihre Töchter „zu Staat und Großthun" erziehen und ihnen Ansprüche beibringen wolle, die über ihren Stand gingen und keine Aussicht auf Verwirklichung hätten, und zeigte die größte Ungeduld, das fruchtlose Gespräch abzubrechen. Noch weniger duldete er, daß die Töchter selbst, aus deren Worten er die Mutter hörte, über ihre Ansprüche an bessere Ausbildung mit ihm rechteten. Bei solchen Veranlassungen wurde er, der größte Feind aller Ungerechtigkeit, leicht ungerecht gegen die Seinigen. Es war das unzweifel-

haft eine Schwäche das sonst so trefflichen Mannes, daß er nicht immer seiner Leidenschaft Herr ward, so sehr er auch danach strebte und so innig er Gott in seinen Gebeten darum anflehte, ihn vor dem Ausbruch unwürdiger Leidenschaften zu bewahren. Wir wollen diesen Charakterfehler hier nicht beschönigen, dürfen aber auch nicht verschweigen, was geeignet sein möchte, ihn zu erklären und dadurch in ein milderes Licht zu stellen.

Wie die Mutter in ihren Vorwürfen und Forderungen, so folgte er in seinem Widerstande einem inneren, unabweislichen Antriebe. Und doch dachte er zu billig, um die Berechtigung ihres Standpunktes völlig zu verkennen; und gerade dieses Gefühl machte ihn um so ungeduldiger. Denn was sie mit Fug forderte, er konnte es nicht erfüllen, ohne seinen Ueberzeugungen und Grundsätzen ungetreu zu werden. Erfüllt von dem lebendigen Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit, fand er in diesem Falle kein anderes Mittel, die Existenz seiner Familie zu sichern und damit die oberste Pflicht des Hausvaters zu beobachten, als schroffe Abweisung und rauhe Wahrung seiner Auctorität. Daß er dieser in einem straffen Hausregimente Nachdruck zu geben suchte, kann bei dem alten Soldaten nicht verwundern. Uebrigens war er deswegen durchaus kein Haustyrann. Christophine, welche von jenen ärgerlichen Auftritten nächst der Mutter am meisten zu leiden hatte, deutet an, daß die Letztere nicht ohne Schuld daran war. „Aber doch hatte er Zartheit — sagt sie in den Aufzeichnungen

über ihre Familie — wenn man ihn nur zu behandeln wußte und nicht im Augenblicke der Leidenschaft die Sache durchsetzen wollte." „Ich weiß, setzt sie zu seiner Entschuldigung hinzu, wie lästig ihm dies Betragen war und wie unzufrieden er mit sich selbst war, wenn er jemand dadurch beleidigt hatte, aber er hatte doch nicht Kraft genug, sich bei der nächsten Gelegenheit zu mäßigen." Wurde aber nicht grade jene empfindliche Stelle berührt, so ließ er es an zarter Schonung gegen die Frauen im Familienkreise nicht fehlen. Karoline von Wolzogen, welche vielfach mit der Familie verkehrt hat, rühmt dies ausdrücklich von ihm.

Ein weit innigeres gegenseitiges Verständniß, als zwischen den Gatten, herrschte zwischen dem Vater und seiner ältesten Tochter; sie, und nicht sein Weib, war die Vertraute seines Herzens. Was in dem vortrefflichen Manne Gutes und Edles war, hat sie in langjährigem Zusammenleben mit ihm wie in einen ungetrübten Spiegel in sich aufgenommen, um es in reiner Seele zu bewahren. Sie hatte seinen klaren Verstand geerbt; sie theilte mit ihm das rastlose Streben nach geistiger und sittlicher Vervollkommnung; sie fand, wie er, ihr Glück in redlichem Fleiße und unablässiger Beschäftigung, ohne die das Leben keinen Werth für sie hatte; ihr hatte er seine hohe Achtung vor gewissenhafter Berufstreue und strengster Rechtlichkeit, ihr seinen Abscheu gegen den Geist des Luxus, der Verschwendung, der Eitelkeit und Unkeuschheit, ihr seine Liebe

zur Begnügsamkeit und Stille, ihr sein felsenfestes Gottvertrauen und seine rührende Dankbarkeit gegen alle Wohlthaten von Gott und den Menschen, ihr sein starkes Heimath- und Naturgefühl in das Herz gepflanzt. Als längst sein Leib unter dem Rasen moderte, lebte des Vaters Bild noch jugendfrisch in ihrer Seele, und noch im höchsten Alter äußerte sie oft, daß sie bei allem, was sie unternehme, sich immer zuerst frage, ob der entschlafene Vater es auch billigen würde.

Und nun nahte die Zeit, wo ihm auch dieses Kind vom Herzen gerissen werden sollte.

Während der Abgeschiedenheit in dem einsamen Bauerbach war, wie schon erwähnt, der junge Schiller in freundschaftlichen Verkehr mit dem Bibliothekar Reinwald in Meiningen getreten, einem damals 45jährigen Manne, welcher bei seinem gereiften Alter und seinen ernsten Lebenserfahrungen wie vom Schicksal ausersehen war, dem unerfahrenen Freunde Halt und Stütze zu sein. Einer der Briefe, in welchen Christophine zu jener Zeit ihrem Bruder im Namen des Vaters größere Ordnung und Sparsamkeit empfahl, gerieth durch einen Zufall Reinwald in die Hände und bewog ihn, mit dem verständigen Mädchen eine briefliche Verbindung anzuknüpfen, die von dem Vater um so lieber gestattet wurde, als sie hauptsächlich dazu diente, durch den zuverlässigen Mann über den fernen Sohn Genaueres und Gewisseres zu erfahren, als von diesem selbst bei seiner Saumseligkeit im Schreiben und bei seiner

Selbsttäuschung zu erwarten war. Allmählich erwachte in Reinwald der Wunsch, seine Correspondentin und deren Familie persönlich kennen zu lernen. Gern willigte Vater Schiller ein, den Mann, an welchem er durch seine Briefe ein aufrichtiges Interesse gewonnen hatte, als Gast in seinem Hause zu begrüßen, und so traf dieser im Sommer 1784 auf der Solitüde ein. Seine Reisebriefe entrollen uns ein freundliches, wohlthuendes Bild von dem Leben unter diesen guten Menschen und von der Stätte, wo sie weilten. Schon der Weg von Stuttgart aus, der inmitten einer endlosen Allee zwischen Weinbergen und einem Wildpark bergan führte, war genußreich; unbeschreiblich angenehm aber, ein wahres „palais enchanté", war das Logis in Schillers Elternhause, mit seiner unbeschränkten Aussicht, den großartigen Gartenanlagen ringsum und dem mit Orangen und den herrlichsten Blumen parfümirten Wohnzimmer. Die Hausfrau sorgte für eine schmackhafte Kost, und der Garten lieferte den besten Nachtisch, den der Gast je gefunden hatte. „Der alte Hauptmann, zugleich ein Gelehrter — berichtet Reinwald — erzählt mir von seinen Feldzügen, und seine drei Töchter sind Kinder und Günstlinge der lieben Natur. — Die Schiller'sche Familie besteht aus lauter Personen von eignen Talenten; alle zeichnen sich durch Verstand, edles Denken und guten Geschmack aus. Die älteste Tochter zeichnet vortrefflich, führt die Wirthschaft und besorgt die Correspondenzen; die zweite lernt in Stuttgart das Putzmachen und aller-

hand Frauenzimmerarbeit; auch die schreibt schöne Briefe und hat ungemein viel naiven Witz. Die kleine ist vollends gar ein Engelsmädchen, deren Bildung etwas Großes weissagt und die schon Verse macht. Wenn ich mit dieser interessanten Familie, oder nur mit einigen darunter, Abends in den ungeheuren Bogengängen, in deren Spitze das Abendroth strahlt, im Orangenhain, unter den kolossalischen Statuen, unter den hundertjährigen Eichen spazieren gehe — wie schwer wird mir's da, an den Abzug zu denken."

Welchen Eindruck machte nun der Freier — denn daß er als solcher erschienen war, lag auf der Hand — bei den Personen, auf die es hauptsächlich ankam? Dem Vater war er als Schwiegersohn nicht unwillkommen. Obwohl er die Persönlichkeit des unter widrigen Schicksalen früh gealterten Mannes, der selbst über sein „Gramgesicht" spottet, nicht anziehend fand und seine hypochondrischen Launen ihm nicht entgingen, so konnte ihn dies doch nicht gegen die Vorzüge seines Gastes verblenden. Im Ganzen genommen, fand er, sei Reinwald ein ganz vortrefflicher Mann, den er immer um sich haben möchte. Hatte dieser sich ihm doch durch seine Sparsamkeit und Wirthschaftlichkeit, welche auch über sein ärmliches Einkommen beruhigte, lange schon bestens empfohlen; als einen gebildeten Mann hatten ihn seine Gespräche ausgewiesen, und seine Rechtschaffenheit war zweifellos. Und Christophine? Was dem Freier das Herz des Vaters gewonnen hatte, machte ihn auch ihr als Freund schätzbar, aber Liebe konnte sie für den nüchternen

Liebhaber — man lese nur, was er nach seiner Heimkehr an ihren Bruder schreibt: „Ich kann nicht dafür, daß ich sie liebe. Ich habe keinen Grund finden können, gleichgiltig gegen sie zu sein: man sucht sich zu gefallen, man wird sich unvermerkt unentbehrlich, und das ist sie mir, um so mehr, da ich an keinem andern weiblichen Geschöpfe mehr Gefallen finden kann" — Liebe konnte sie für einen so nüchternen Liebhaber nicht empfinden, zumal da seine grämlichen, einsiedlerischen Launen im schroffen Gegensatze zu ihrem lebensfrohen, geselligen Temperamente standen. Ein Besuch mit Reinwald bei dem Bruder in Mannheim, der seine schweren Bedenken gegen eine solche Verbindung nicht verhehlte, trug nicht wenig dazu bei, den Erfolg der Bewerbung in Frage zu stellen, zum großen Verdrusse des Vaters, der sich über die Gefühle seiner Tochter gegen Reinwald arg täuschte. In der Voraussetzung, daß sie dem wackern Manne wahre Liebe entgegenbringe, meinte er, die Parthie sei bei dem Alter und den mangelhaften Vermögensumständen seiner Tochter nicht unschicklich; da er selbst das 61. Jahr zurückgelegt habe und, wenn er sterbe, wenig Vermögen hinterlassen könne, von dem Bruder aber, so glücklich auch seine Hoffnung sich erfüllen möchten, bei seinen zerrütteten Verhältnissen auf Jahre hinaus keine Unterstützung seiner Schwester zu erwarten sei, so wäre es auf allen Seiten nicht übel gewesen, wenn Christophine, die sich ja bei ihrer Anspruchslosigkeit in alle Umstände zu schicken wisse, versorgt worden wäre. Uebrigens

dachte der zärtliche und gewissenhafte Vater nicht im entferntesten daran, seinen väterlichen Einfluß zu Gunsten des erwünschten Freiers geltend zu machen. „Es wird darauf ankommen, äußert er gegen seinen Sohn, was beide Personen für einander empfinden, und aus welchem Gesichtspunkte jedes diese Sache ansehe. Wir Eltern müssen es lediglich der göttlichen Vorsehung überlassen".

Reinwald fühlte, wie wenig Hoffnung er vorderhand habe, und verschob seine Erklärung auf günstigere Zeiten. Nach Jahresfrist kam er wieder und entdeckte der Mutter seinen Wunsch, Christophinen zu seiner Lebensgefährtin zu machen. Die Eltern überließen die Entscheidung allein ihrer Tochter, und diese schlug nach ernster Prüfung aller Bedenken, unter denen die Trennung von ihren Eltern und von der schönen Heimath nicht die letzten waren, die Verbindung für jetzt aus, obwohl ihr in der letzten Zeit manches das Leben auf der Solitüde verbitterte. Denn das stille, trauliche Familienleben, in welchem sie sich so wohl gefühlt hatte, war gestört, seitdem ein Husarenregiment aus Stuttgart auf die Solitüde verlegt war. Von den 16 Officieren desselben waren nur drei verheirathet; die übrigen, meist jung und genußsüchtig, suchten sich die unerträgliche Langeweile des einsamen Ortes durch häufige Besuche in der Familie des gastfreien Hauptmanns zu verkürzen, wobei es nicht fehlen konnte, daß sie den Töchtern des Hauses ihre faden Galanterien und ihre mit dem innersten Widerwillen auf-

genommenen Huldigungen darbrachten. Christophine hätte allerdings nur die dargebotene Hand Reinwalds zu ergreifen brauchen, um diesen Belästigungen zu entfliehen; aber sie bedachte, daß sie bei der andauernden Kränklichkeit der Mutter in der ausgedehnten Wirthschaft unentbehrlich war, und darum hauptsächlich blieb sie. Ihre Aufgabe war um so schwieriger, als oft unvorbereitet Fremde zu bewirthen waren; denn wenn dem umgänglichen Alten Besucher der Anlagen gemeldet wurden, ließ er es sich nicht nehmen, sie selbst herumzuführen, und gefielen ihm die Leute, so schickte der gastfreundliche Mann den Portier nach Hause, um sie zu Tische anzumelden.

Reinwald wußte die edlen Beweggründe Christophinens zu würdigen, gab darum aber seine Absichten nicht auf. Im Sommer 1786 erschien der beharrliche Bewerber zum dritten Male auf der Solitüde. Seine treue Anhänglichkeit scheint endlich alle Bedenken gegen ihn überwunden zu haben. „Es war doch wirklich sehr viel — sagt in ihren späteren Aufzeichnungen die bescheidene Frau in ihrer naiven Weise — dreimal die kostspielige Reise zu machen um ein Mädchen, das nicht reich war". Nachdem der Haushalt so geordnet war, daß sie ohne Sorgen ihre Eltern verlassen konnte, gab sie ihr Jawort. Am 22. Juni ward die Trauung vollzogen, am 27. reiste das ungleiche Paar nach Meiningen ab.

Rührend ist der am Tage des Abschieds geschriebene Brief, in welchem der vereinsamte Vater den Sohn zum

Vertrauten seines Schmerzes macht. „Da zieht sie hin, Seine Schwester, von unserer aller Herzen losgerissen, vielleicht auf ewig unserem Wiedersehn entzogen! Ihr Verlust geht uns sehr, sehr nahe; denn sie ist ein gutes Kind gewesen, voll kindlicher Liebe, fleißig, sparsam und eingezogen. Nun ist uns alten Eltern die zweite Stütze niedergesunken, und unserer Freuden werden immer weniger. Von dem Schicksal der Christophine hoffe ich zwar alles Gute, denn es scheint schon in den wenigen Tagen (nach) ihrer Trauung mit Reinwald, daß sie vielleicht seinen ganzen Humor umstimmen und ihn zu einem mehr geselligen Manne machen werde. Auch glaub' ich, daß sie mit seiner Besoldung wohl auslangen und überhaupt sich in Meinungen so betragen wird, daß wir alle Ehre davon haben". Bei Gelegenheit dieses Familienereignisses hatte sich denn auch, was Vater Schiller mit gerechter Genugthuung hervorhebt, gezeigt, wie die Familie „allhier und auswärts" so vorzüglich geachtet sei. Nicht minder mußte es dem wackern Manne eine besondere Befriedigung gewähren, daß er durch musterhafte Wirthschaft trotz seines geringen Einkommens so viel erübrigt hatte, um Christophinen ohne Benachtheiligung seiner übrigen Kinder an Aussteuer und Geld etwas über 300 Gulden mitgeben zu können. Ihre Zukunft, die ihm so sehr am Herzen lag, hielt er für gesichert; er hoffte zu Gott, daß sie wohl versorgt und „nicht unglücklich" sei. Dabei fiel ihm der Gedanke an die schwankenden Aussichten ihres Bruders

schwer auf die Seele; er dürstete nach dem Troste, auch ihn einmal versorgt, an bleibender Stätte und durch eine vortheilhafte Heimath seinen immer noch andauernden Bedrängnissen entrissen zu sehen. Für ihn und die scheidende Tochter ringt sich am Schlusse des Briefes das inbrünstige Gebet aus dem gepreßten Herzen des treuen Vaters: „Gott erhalte doch meine lieben Kinder in seiner Gnade, regiere sie mit seinem guten Geiste, segne sie, bewahre sie vor böser Gesellschaft, vor Unfall und allem Schaden. Amen!"

Solche trüben Tage durchlebte der starke Mann, den Trost getheilten Schmerzes verschmähend, am liebsten allein, und so hatte er auch diesmal, um seine tief ergriffene Gattin zu zerstreuen, sie voll zarter Rücksicht vermocht, einige Tage in Stuttgart zuzubringen. Ihre geschwächte Gesundheit verlangte überhaupt die äußerste Schonung, und immer wieder setzten heftige Anfälle ihres alten Leidens die Familien in Angst und Schrecken.

Gegen Ende des Jahres 1789 war das Schlimmste zu befürchten. Mit tiefem Weh entsagte der Gatte aller Hoffnung, daß Gott ihm die treue Lebensgefährtin zur Pflege seines herannahenden Alters erhalten werde. Wie gern hätte er ihr von der guten Gesundheit, deren er bei zweckmäßiger und zuträglicher Lebensweise genoß, abgegeben oder von ihren Schmerzen auf sich genommen! Leider besitzen wir aus den Jahren 1786 bis 90 keinen seiner Briefe mehr [9]) und müssen deshalb darauf verzich-

ten, zu beobachten, wie sich die Ereignisse dieser Zeit in seinem Herzen wiederspiegeln. Wie würden wir ihn sonst besorgt finden, jeden Wunsch der Schwerkranken zu erfüllen, welche beredten Zeugnisse seiner Gattenliebe würden uns die Berichte von ihrem hoffnungslosen Zustande liefern, sie, die so gramdurchtränkt waren, daß sie den fernen Kindern tausend Thränen kosteten. Der schlimmste Schlag blieb ihm erspart; noch kurz vor Ablauf des Jahres trat entschiedene Besserung ein.

Auch sonst war das Jahr 1789 nicht ohne lichtere Stunden. Christophine befriedigte die Sehnsucht der alten Eltern und erfreute sie und sich selbst durch ihren Besuch. Es war dies auch in ihrem damaligen Leben einer der wenigen Sonnenblicke; denn ihre Ehe war keine glückliche und wäre ohne das innere Genügen, das der herrlichen Frau am schönsten aus der Entsagung erblühte, kaum zu ertragen gewesen. Eine beschränkte Lage, welche selbst der an Entbehrung Gewöhnten oft drückend wurde, der gänzliche Mangel an Aufheiterung und Ansprache von außen, wie sie der lebensfrohen, geselligen Schwäbin Lebenselement war, während sie von dem hypochondrischen Manne ängstlich gemieden ward, brachten ihr schon damals das von ihr gebrachte Opfer oft zum schmerzlichen Bewußtsein; sie war aber rücksichtsvoll genug, um mit Selbstbeherrschung den Eltern zu verhehlen, was sie quälte, und in ihnen den Glauben zu erwecken, daß sie mit ihrem Loose zufrieden sei. Die Freude, bei den Ihrigen zu weilen,

erleichterte ihr die kindlich fromme Täuschung, welche ihr die Gewißheit, daß das Glück ihrer Eltern vor Allem von der Wohlfahrt ihrer Kinder abhange, zur Pflicht zu machen schien.

Aber mehr noch als der Besuch seiner Lieblingstochter goß die frohe Kunde, daß sein einziger Sohn endlich eine feste und ehrenvolle Lebensstellung als Professor der Geschichte in Jena gefunden habe, Trost und Frieden in die Brust des Vaters. Und schon kündigte sich mit leisem Flügelschlage die Erfüllung eines anderen lange gehegten Wunsches an: briefliche Andeutungen ließen hoffen, daß der, dem alle Herzen im Elternhause sehnsuchtsvoll entgegen schlugen, wenn er den längst von ihm selbst geplanten Vorsatz einer Reise nach Schwaben ausführen würde, eine neue Tochter und Schwester in die Arme der Seinigen führen werde.

Voll Dankgefühl gegen den Geber alles Guten, der ihn so gnädig auf einem langen Lebenswege geführt, schloß Vater Schiller am 17. Mai 1789 sein curriculum vitae mit den Worten: „Bis hierher hat der Herr, mein Gott, geholfen, mich aus einem niedern und dürftigen Stande zur Officiers-Würde hinaufsteigen lassen, mir immerdar reichlich Nahrung gegeben, mich gesund erhalten, aus vielen Lebensgefahren errettet, durch Verleumdungen meiner Feinde nicht stürzen lassen, und bis heute sammt den lieben Meinigen erhalten, an meinen zwei älteren Kindern viele Freude erleben lassen. Dafür sei ihm Preis, Ehre und Dank, und ich will Seinen Ruhm verkündigen zu Kindeskind. Amen". —

VIII.

Verheißungsvoll wie ein schönes Morgenroth brach das Jahr 1790 an. Als Erstlingsgabe brachte es aus Jena die bestimmte Nachricht von Schillers naher Verbindung mit Lottchen von Lengefeld, die er, der Billigung seiner Wahl von Seiten der Eltern im voraus gewiß, ihnen jetzt zum ersten Male nannte. So sah denn der freudig überraschte Vater, was er seit Jahren heiß ersehnt hatte, schöner erfüllt, als er sich hatte träumen lassen; denn die Erinnerung an die liebliche und gewinnende Persönlichkeit der Braut, welche vor sieben Jahren mit Mutter und Schwester auf der gastlichen Solitüde eingekehrt war, und die aus den Briefen des Bräutigams sprechende Ueberzeugung, keiner Würdigeren die Glückseligkeit seines Lebens anvertrauen zu können, zeugten so laut zu Gunsten der Erkorenen, daß der gute Alte in ahnungsvollem Geiste eine reiche Saat des Glückes und des Segens aus diesem Bund zweier edler Menschen für sie wie für

sich und die Seinigen emporsprießen sah. Wir erinnern uns, wie hoch er einst, als ihn seines Sohnes Verirrungen mit bangen Sorgen erfüllten, den Einfluß einer geordneten Häuslichkeit auf dessen Herz und Geist angeschlagen hatte; jetzt zeigte es sich, wie klar er gesehen und wie richtig er geurtheilt, denn jetzt erst kam Alles, was der Himmel in das große Herz seines Sohnes gelegt und was die treue Sorge des väterlichen Erziehers in diesem Herzen angepflanzt und gepflegt hatte, zur Reife und Vollendung.

Wie dankbar Schiller anerkannte, was er dem Lenker seiner Jugend schulde, und wie feinfühlig er seiner erkenntlichen Gesinnung denjenigen Ausdruck zu geben wußte, welcher der stärksten Wirkung auf das Vaterherz gewiß war, wie innigen Antheil andererseits dieses an seinen vielversprechenden Aussichten und ernsthaften Bestrebungen nahm und welche Beseligung ihm aus jenem glücklichen Umschwunge erwuchs, dafür finden sich in den beiderseitigen Briefen aus dieser und der folgenden Zeit zahlreiche Zeugnisse.

Da meldet Schiller, der in seiner Heimath noch immer in Ungnade bei seinem angestammten Landesherrn war, wohl wissend, welchen Werth sein Vater auf Fürstengunst legt, mit Genugthuung die ihm gegebenen Beweise der Huld edler Fürsten, der Herzöge von Meiningen und von Weimar. Und wie sehr war es dem strebsamen und thätigen Manne aus der Seele gesprochen, mit welcher

Befriedigung mußte er darin die Frucht seiner unablässigen Ermahnungen erkennen, wenn er folgende Worte seines Sohnes las: „Daß ich auch jetzt sehr darauf denke, meine Umstände immer besser zu machen, können Sie nicht mißbilligen. Ich bin mir selbst schuldig, Alles aus mir zu machen, was aus mir werden kann, und dazu gehört auch die äußere Lage. Die Zufriedenheit mit meinen jetzigen Umständen darf mich nicht hindern, nach einer Verbesserung zu streben. Ich betrachte meine jetzige Versorgung als eine Stufe zu einem noch wichtigern Wirkungskreis, und diesen zu erreichen wird es an meinem Fleiß nicht fehlen." Er spricht die Ueberzeugung aus, daß seine Lotte dem besten Vater eine recht gute Tochter sein und seine ganze Zärtlichkeit verdienen wird, und bittet den Himmel, jenen mit tausendfältigem Segen zu segnen und ihm selbst die Liebe seiner Eltern zu erhalten. Mit Sehnsucht erwartet er von ihnen zu hören, daß sie sich seines Glückes freuen. „O, ruft er aus, daß Sie nicht auch zugegen sind, liebste Eltern, unsre Freude zu theilen und uns Ihren Segen zu geben." Nach der Vermählung erfreut er das Herz des Vaters durch die Versicherung, daß er die glücklichsten Tage lebe und daß ihm noch nie so wohl gewesen sei, als jetzt in seinem häuslichen Kreise; die Ordnung, der Anstand, den er um sich herum erblicke, dienen sehr dazu, seinen Geist aufzuheitern. Um keine neuen Besorgnisse über seine ökonomischen Angelegenheiten bei dem Vater, der einen so hohen Werth auf einen auch

nach dieser Richtung wohlgeordneten Haushalt legte, aufkommen zu lassen, vergißt er nicht zu erwähnen, daß zur Ersparung der Unkosten keine förmliche Hochzeit gefeiert sei, daß seine Frau ganz eingerichtet zu ihm gekommen und daß Alles, was zur Haushaltung gehöre, von seiner Schwiegermutter gegeben sei. Bei solcher Verbesserung seiner inneren und äußeren Umstände konnte er denn auch von den Erzeugnissen seines Geistes die erfreulichsten Nachrichten nach der Solitüde senden. „Ich habe freilich viel Arbeit, schreibt er, aber es fehlt mir dazu nicht an freudigem Muth, und der Himmel segnet sie." Die Anerkennung, welche ihm als Schriftsteller zu Theil ward, die Aussicht, durch seinen Fleiß endlich der pecuniären Verpflichtungen ledig zu werden, die so lange Jahre bleischwer auf seinem Geiste und Gemüthe gelastet hatten, die bewunderungswürdige Energie, die er daran setzte, diese Aussicht zu verwirklichen, die keimende Hoffnung, durch seine unermüdliche Thätigkeit auch die Mittel zu erringen, um mit seiner Lotte die geliebten Eltern, deren sie in ihren besten Stunden stets gedachten, nach so langer Trennung wieder von Angesicht zu Angesicht zu sehen — Schiller wußte, wie sehr die Kunde von dem Allen geeignet war, Glück und Freude auf der Solitüde zu verbreiten.

Ja, es war ein Jahr des Segens für Vater Schiller und die Seinigen, trotz mancher dunklen Schatten, die daran erinnerten, daß des Lebens ungemischte Freude keinem Sterblichen zu Theil wird.

Bevor wir dessen gedenken, was damals störend in das Glück der Familie eingriff, wollen wir einen Blick in das Herz des Vaters werfen, um uns an dem Wiederschein zu erfreuen, den die tröstlichen Nachrichten von seinem Sohne darin erweckten. Das war ganz erfüllt von Dank gegen den Lenker der Dinge, der nach so vielen Sorgen und Befürchtungen sein heißes Gebet um die Wohlfahrt des einzigen Sohnes erhört und Alles so herrlich hinausgeführt hatte. Aus diesem frommen Herzen quoll zu der Vermählung der Lieben der schöne Segenswunsch: „Liebet einander herzlich, doch Gott mehr als Euch selbst. Gott gebe Euch Alles, was Euch an Leib und Seele nützlich ist und lasse uns lauter angenehme Nachrichten von Euch hören.“ Ein bescheidenes Plätzchen im Herzen des Vaters nahm auch demüthiger Stolz ein, wenn etwa vornehme junge Leute als künftige Besucher der Jenenser Hochschule ihn „als Vater des Professor Schiller“ besuchten oder Studiosen aus Jena den Eltern „des Herrn Professors“ ihre Aufwartung machten, vornehmlich aber, wenn dem lieben Sohne zu melden war, daß seine Schriften im Vaterlande mit Enthusiasmus gelesen würden und Sensation bei den Gelehrten hervorriefen.

Freude erlebte der Gute auch an seinen anderen Kindern. Besonders erweckte die hochbegabte Nanette die schönsten Hoffnungen. In ihres Bruders Fußtapfen tretend übte sich, wie der Vater diesem damals meldet,

das kaum dreizehnjährige Mädchen in Verfassung eines Trauerspiels. „Sie ist ein recht gutes Kind, schreibt er, spielt schon artig ihre Stückgens auf dem Klavier, lernt rechnen, hätte Anlagen zu Allem, wenn ich die Kosten an sie wenden könnte.“

Was ihn grade jetzt hinderte, dies zu thun, waren die außerordentlichen Ausgaben, zu welchen das dauernde Siechthum seiner Frau nöthigte. Ihre Krankheit bildet die trübe Kehrseite zu den freudigen Ereignissen dieses Jahres. Kaum dem Leben wiedergeschenkt, flößte sie durch schwere Rückfälle und große Entkräftung noch das ganze erste Vierteljahr über den Ihrigen die ernstesten Besorgnisse ein. Der treue Gatte that zu ihrer Rettung, was er nur immer vermochte, ja er wollte von Herzen gern sein Alles um ihre Genesung geben; der Gedanke, sie verlieren zu müssen, setzte den starken Mann fast außer Fassung. Endlich ging auch dieser Kelch vorüber: der beginnende Frühling brachte eine entschiedene Wendung zum Besseren. Die ganze Familie war voll Dankes gegen den Himmel über das unverhoffte Geschenk. Darüber vergaß man aber auch den Dank gegen die Menschen nicht, die zu diesem glücklichen Erfolge beigetragen hatten. Denn jede Wohlthat, jede Freundlichkeit, ja jede Aufmerksamkeit in erkenntlicher Seele zu bewahren und dieser Gesinnung durch Wort und That Ausdruck zu geben, hielt Vater Schiller für eine Pflicht, welche er nicht nur selbst auf das Gewissenhafteste erfüllte, sondern auch seinen Kindern von

früh auf an das Herz legte. Dankbarkeit war daher ein Familienzug, und es ließen sich zahlreiche Fälle von jedem Gliede dieser Familie anführen, in welchen sich dieselbe auf rührende Weise bethätigte. So auch diesmal. Der Leibmedicus Professor Consbruch aus Stuttgart hatte der Mutter edel und uneigennützig in ihrer schweren Krankheit beigestanden. Vater Schiller, welcher wußte, welchen Werth der wackere Mann auf ein anerkennendes Dankschreiben seines berühmten Sohnes legen würde, zu dem er früher in einem befreundeten Verhältnisse gestanden hatte, richtete an diesen, indem er an seine kindliche Pflicht appellirte, die dringende Bitte, Consbruch seiner Erkenntlichkeit zu versichern. Daß dieß erst nach geraumer Zeit geschah, war nicht des Vaters Schuld und ebensowenig ein Beweis mangelnder Pietät Schillers, dem bei seiner damaligen Ueberhäufung mit den nothwendigsten Arbeiten eine Unterlassungssünde dieser Art zu Gute zu halten ist. Sehr zart gedacht ist es, wenn der Vater seine wiederholte Mahnung an diese Ehrenschuld dadurch unterstützt, daß er die Befürchtung äußert, Consbruch könne Schillers Schweigen leicht als eine Lieblosigkeit des Sohnes gegen seine Eltern auffassen. Es war also allgemein bekannt, wie es in solchen Fällen in der Familie gehalten wurde und daß zu Beweisen der Erkenntlichkeit für das einem einzelnen Angehörigen der Familie erwiesene Gute sich alle für solidarisch verpflichtet hielten.

Der Geburtstag der Mutter, der 13. December,

wurde auf der Solitüde als ein Dankfest für ihre völlige Genesung gefeiert. „Wir haben den Tag, schreibt der Vater nach Jena, auf die angenehmste Art hingebracht, auch im herzlichen Dank gegen Gott, der die gute Mutter aus ihrem Leiden so mächtig erlöst und sie vom Rande des Grabes wieder in's gesunde Leben zurückgerufen hat."

Kaum war jedoch diese Sorge vorüber, als zu Anfang des Jahres 1791 eine neue schwere Krankheit Bestürzung und Angst im Elternhause verbreitete. Diesmal war es der Augapfel der Familie, den sie wie ein tückischer Feind überfiel. Mit schmerzlicher Spannung sah der gebeugte Vater, dem die Zertrümmerung seiner schönsten Hoffnungen drohte, jeder Nachricht über den lieben Kranken entgegen und athmete erst dann erleichtert auf, als dieser so weit hergestellt war, um in Karlsbad Stärkung zu suchen. Was er durch Uebersendung kleiner Erquickungen dazu beitragen konnte, die Genesung zu beschleunigen, that er mit Freuden. Wie gern hätte er persönlich dem Leidenden seine Hülfe und Theilnahme bewiesen, aber sein Amt erlaubte ihm nicht, die Solitüde auf längere Zeit zu verlassen. Er trug sich daher mit Plänen, seinen Herzog für den einstmaligen Flüchtling wieder zu gewinnen und dadurch demselben den Aufenthalt im Vaterlande und im Elternhause anzubahnen, wo der zärtlichste Empfang den lange Entbehrten erwartete und Alle sich danach sehnten, zu seiner Herstellung das Möglichste zu thun. Solche Gedanken erleichterten ihm durch frohe Hoffnung

die Schwere der Gegenwart und ließen ihn schon im voraus von einem Glücke träumen, das ihm erst nach längerer Zeit beschieden sein sollte.

Der 10. November dieses Jahres, das Schiller so verhängnißvoll geworden war, stimmte den Vater zu einem ernsten, mit der Vergangenheit abrechnenden Rückblick auf den Lebensweg des durch Gottes Gnade Geretteten. Der Brief, in welchem er seinen Gedanken und Empfindungen Ausdruck giebt, unseres Bedünkens der schönste, den er an seinen Sohn geschrieben, läßt fast alle hervorragendsten Seiten seines Wesens, seine zärtliche Vaterliebe, seine tiefe Frömmigkeit, die Alles zum höheren Preise Gottes wendet, sein felsenfestes Gottvertrauen, seine edle Aufrichtigkeit die sich nicht scheut, Irrthum und Kleinmuth einzugestehen, seine männliche Fassung, sein dankbares Herz, in so hellem Lichte erscheinen, daß auch diejenigen unserer Leser, denen er bekannt ist, ihn in einem Lebensbilde des trefflichen Mannes nicht werden vermissen wollen. Datirt „Solitüde, am Geburtstage unseres lieben Fritzen 1791", spricht er zunächst die Betrübniß der Familie aus, daß „der liebe Fritz" noch nicht so weit hergestellt ist, wie man im Elternhause gehofft hatte. Dann heißt es weiter: „Aus allen Briefen, die wir seit Eurer glücklichen Verbindung erhalten, erkennen wir mit dem innigsten Dankgefühl die gnädige Führung Gottes in Ansehung unseres lieben Sohnes. Hätte Er ohne unsere geliebteste Frau Tochter Seiner letzten Krankheit nicht unterliegen müssen? Unsere

große Entfernung sowohl als das Unvermögen, Ihm die nöthigen Mittel zu verschaffen, hätten uns in den äußersten Kummer gesetzt, und wie stark ist indessen unsere Beruhigung, daß wir Ihn unter so guten Händen einer liebevollen Gattin und eines erfahrenen Arztes wissen! Durch wie viel Umwege hat Gott all dieses an Ihm und uns gethan! Wie viel mußte der liebe Fritz erst leiden, sich öfters in dem härtesten Druck befinden, von seinen Eltern ohne Hilfe, in fremdem Lande sich einzig selbst überlassen und immer im Zweifel sein, wie er Seine angefangene Rolle in der großen Welt würde weiter spielen können. Zwar hat Gott Ihm Kräfte gegeben, aus sich selbst herauszugehen, aber wie viel Beispiele haben wir nicht, daß gleichwohl auch große Genies lange verkannt, und wenn nicht durch Mißgeschick, wenigstens aus Neid und durch Cabalen Anderer zurückbleiben müssen. Diese Betrachtung hat besonders mir um deswegen viel Kummer gemacht, weil ich selbst, trotz aller Mühe, die ich mir gegeben, gerade und rechtschaffen zu handeln, so oft verdrängt und zurückgeschreckt worden, und ich muß jetzt zu meiner Demüthigung bekennen, daß ich für meinen Sohn immer mehr Furcht als Hoffnung gehegt habe, und das vornehmlich deswegen, weil ich Ihn zur Erreichung Seiner über meinen Horizont gegangenen Absichten niemals unterstützen konnte. Inzwischen mag Er selbst anjetzo die Frage beantworten, ob, wenn Er alles vollauf gehabt hätte, Sein Fleiß nicht würde nachgelassen haben, anstatt

daß Er ihn im anderen Falle verdoppeln mußte? Es ist wahrlich kein Ungefähr, das die Dinge in der Welt regiert, denn aus den Folgen erkennen wir eine weise Leitung eines verborgenen höheren Wesens. Diesem wollen wir auch ferner vertrauen, hoffen und glauben, daß auch der fernere Lauf unseres Lebens durch seine Güte und Weisheit so eingeleitet werde, wie es zu unsrem wahren Besten nöthig ist. — Theuerste Frau Tochter, ich wende mich jetzt an Sie und danke Ihnen mit dem wärmsten Gefühl eins Vaters für alle Ihre Liebe und Sorgfalt, die Sie Ihrem lieben Gatten, unserm Sohn, erwiesen und die Sie auch für uns haben. Gott segne Sie mit aller Fülle seines Segens, lasse unseren lieben Sohn bald und vollkommen wieder gesund werden und schenke ihm noch eine große Anzahl erfreulicher Geburtstäge. Den heutigen haben auch wir gefeiert und herzlich gewünscht, daß wir hätten mögen beisammen sein, um uns gemeinschaftlich dabei erfreuen zu können.“ —

Seine eigenen körperlichen Leiden, die sich damals zuerst einstellten, achtete er gering, und doch waren seine rheumatischen Gliederschmerzen, die ihm jetzt noch mehr beschwerlich als gefährlich dünkten, ebenso Vorboten des Todes für ihn wie die schwere Krankheit dieses Jahres für seinen Sohn. Gewohnt, als denkender Mann beunruhigende Ereignisse und Zustände nicht blind hinzunehmen, sondern ihren Ursachen so lange nachzuforschen, bis er sie sicher und klar erkannt hatte, dann aber auch

sich aller unnützen Sorgen zu entschlagen und das Weitere dem Himmel anheimzustellen, trug er auch seine jetzigen Schmerzen, in denen er die natürlichen und unausbleiblichen Folgen seiner ehemaligen Strapazen erblickte, mit großer Ruhe und Fassung. Hatte er doch acht „ernstliche Campagnes" mitgemacht und hatte doch eben die Seite, die der Heerd der Krankheit war, durch wiederholten Sturz seines Pferdes, einen feindlichen Schuß und sein oben berichtetes Erlebniß im Lager bei Schweidnitz am meisten gelitten. Uebrigens fühlte er sich, abgesehen von diesem örtlichen und vorübergehenden Uebel, Dank seiner vielen Bewegung in freier Luft und seiner mäßigen Lebensweise, ganz gesund. Auch seinem lieben Fritzen wußte er keinen besseren Rath zu geben, als den, sich gegen neue Anfälle seines Uebels, welches er, mehr wohlwollend als treffend, auf seine sitzende Lebensart, verbunden mit dem „vielen Denken", zurückführte, durch mehr Bewegung zu schützen. „Hier wollt' ich, schreibt er ihm, wenn es anders die Umstände erlauben, anrathen, daß der liebe Sohn sich entweder selbst ein Pferd halten (hielte?), oder auf andern Pferden sich tagtäglich eine Stunde durchs Reiten mehr Bewegung verschaffte. Auch das Spazierengehen und ein mehrerer Genuß der freien Luft wird unentbehrlich nöthig sein". Ein praktischer Rath, bei dessen Befolgung sich Schiller wohlbefand.

Auch sonst bewies der treue Vater seine unablässige Sorge für das Wohl seines Sohnes. Dieser hatte ihm von

seiner Absicht gemeldet, nach Kopenhagen zu reisen, um dem Erbprinzen von Augustenburg und dem Grafen Schimmelmann für ihre hochherzige Unterstützung persönlich zu danken. So sehr auch Vater Schiller bei seiner Denkart mit dem Zwecke der Reise einverstanden sein mußte, so überwog doch die Besorgniß, daß die damaligen unsichern Zustände am dänischen Hofe seinen Liebling Gefahren aussetzen möchten, und er gab ihm daher den wohlgemeinten Rath, die Reise aufzuschieben und sich jedenfalls vorher nach allen dortigen Umständen genau zu erkundigen.

Die Fürsorge für seinen Sohn beschäftigte ihn aber keineswegs so ausschließlich, daß er darüber seiner andern Angehörigen vergessen hätte. Als Reinwald in Folge einer ernsten Krankheit in Bedrängniß gerathen war, ließ es dem gutherzigen Manne keine Ruhe, bis er einen geeigneten Vorschlag zur Verbesserung der Lage seines Schwiegersohns und seiner lieben Christophine ausfindig gemacht hatte. Dieser bestand darin, dem tüchtigen Gelehrten einen schriftstellerischen Nebenverdienst zuzuwenden, wozu Schiller auf des Vaters Bitte bereitwilligst die Hand bot.

Wie immer, so widmete er sich auch jetzt nächst seiner Familie vornehmlich seinem Amte. Dieses machte ihm gerade damals viele Arbeit, aber auch viele Freude. Da war eine Baumschule von 20,000 und etlichen Stücken aus Ludwigsburg zu übernehmen und die mühsame Vor-

bereitung zu ihrer Unterkunft zu machen; dazu häuften sich die Bestellungen auf Obstbäume aus den Solitüder Beständen. Dafür hatte aber auch der tüchtige und unermüdliche Pflanzer die Belohnung, den Ruf seiner Pfleglinge bis zu fernen Gegenden ausgebreitet zu wissen, selbst nach Mömpelgardt, obschon die französischen Baumschulen näher und berühmter waren. Auch fühlte er, wie gut ihm die anstrengende Berufsthätigkeit bekam, und er bedauerte nur, wie er sich denn nie genug that, daß sein Alter dem guten Willen nicht besser entsprechen wollte.

Wenn ihm irgend etwas die Freude an seinem Amte beeinträchtigen konnte, so war es der leidige Umstand, daß er, durch die Anforderungen desselben an die Solitüde gefesselt, nicht daran denken durfte, seine wachsende Sehnsucht nach dem fernen Sohne, der ihm in der letzten Zeit durch die Freude über ihn wie durch die Sorge um ihn um so viel theurer geworden war, durch einen Besuch in Jena zu befriedigen. Zwar bot sich gerade damals für Schiller selbst eine gute Gelegenheit, in Gesellschaft eines Freundes und Landmanns, des Professor Paulus in Jena, der seinen in Würtemberg wohnenden Vater besuchen wollte, die weite und beschwerliche Reise in die Heimath zu machen, allein Vater Schiller, der stets seine eigenen Wünsche, auch die liebsten, dem Wohle seiner Angehörigen unterordnete, verzichtete, so schwer es ihm auch wurde, willig auf diese schöne Aussicht, indem er erwog, wie bedenklich bei der immer noch angegriffenen Gesundheit seines lieben Fritz

eine solche Reise sei und daß, selbst abgesehen von den bedeutenden Kosten, der große Zulauf solcher, die den lieben Besuch würden sehen und sprechen wollen, der Familie den Genuß an einander beeinträchtigen und dem werthen Gast nicht immer behagen würde. Als aber im Sommer 1792 eine Einladung an die Mutter nach Jena eintraf, bewies er, daß er den Seinigen von ganzem Herzen gönnte, was er sich selbst versagte, und ertheilte ungeachtet der ihm dadurch auferlegten Opfer und trotz mancher gerechter Bedenken auf das freudigste seine Zustimmung. Da die Schwäche der alten Frau ihr nicht allein zu reisen gestattete, so wurde beschlossen, ihr Nanette zur Begleiterin zu geben, nicht etwa, um den Liebling der Familie vor der älteren Schwester Louise zu bevorzugen, sondern weil diese es trefflich verstand, die weitläufige Haushaltung zu übersehen und in guter Ordnung zu halten, was von der kaum erwachsenen jüngsten Tochter nicht zu erwarten war; sonst hätte der Vater bei seiner strengen Unpartheilichkeit nicht über das Herz gebracht, zumal bei einer solchen Gelegenheit einen Unterschied zwischen den Schwestern zu machen, die ihm beide gleich theuer waren. Auch Nanette ließ er nicht ohne Bedenken ziehen; bürgte doch ihre bisherige Erziehung in den einfachsten Verhältnissen keineswegs dafür, daß sie in der großen Welt, in welche sie jetzt zum ersten Male eintrat, dem Bruder keine Schande machen würde. Er hielt es daher nicht für überflüssig, die Mängel ihrer Ausbildung bei seinem Sohne im voraus

damit zu entschuldigen, daß er sich nach seinen Umständen und Einnahmen richten müsse, die jährlich nicht auf 500 Gulden stiegen. „Für Nanetten ist es Schade, schreibt er, daß ich ihr nicht eine bessere Erziehung geben kann; sie hat Kopf und das beste Herz, auch viel von des lieben Fritzen Bildung (Aeußerem), wie er selbst sehen und sie wird beurtheilen können".

So wurden denn alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen. Nanetten wurde noch ausdrücklich eingeschärft, ihre Mutter recht zu pflegen, auf ihre Sachen Acht zu haben und auch „das Besondere" auf ihrer Reise aufzuschreiben, damit sie, worauf der Vater Gewicht legte, mit Nutzen reise und nach ihrer Rückkehr „alles richtig erzählen könne." Daß auch die gute Christophine an der Freude des Wiedersehens von Mutter und Schwester ihren gebührenden Antheil erhalte, war eine unumstößliche Reisebestimmung.

Der Abschied von einander, der erste nach langen Jahren, war nicht leicht; doch versüßte den Zurückbleibenden der tröstliche Gedanke den Trennungsschmerz, welche segensreiche Wirkung die Zusammenkunft von Mutter und Sohn auf Beider Gesundheit haben werde; „denn, meinte der Vater, wenn der Geist heiter und froh ist, so wird jedes Leiden des Körpers erträglich." Mit welchen Gefühlen er selbst den Scheidenden nachsah, offenbaren die rührenden Worte seines Briefes, in welchem er Frau und Tochter in Jena anmeldete: „Mir schneidet es hart

ein, daß ich nicht auch die Freude haben soll, nach einer Zeit von zehn Jahren meinen einzigen lieben Sohn und seine vortreffliche Gattin zu sehen und zu umarmen, denn bei meinem Alter von bald 69 Jahren ist es sehr zweifelhaft, ob wir uns auf der Welt je wiedersehen. Nun ich will hierin, wie in all anderen Begegnissen meines Lebens, der guten Fürsehung unseres lieben Gottes vertrauen, der mich, wenn es uns allen gut ist, Euch noch sehen lassen wird." In den einsamen Wochen, die nun folgten, labte er sich an der frohen Hoffnung, daß Gottes Gnade die Seinigen glücklich zusammen gebracht haben und ihre Herzen mit Freude und Wonne erfüllen werde. Für das, was er selbst entbehrte, wollte er sich durch das Glück entschädigen, das die Heimkehr der Seinigen und ihre Erzählungen, die ihm das „Selbstsehen" ersetzen sollten, ihm und Louise bereiten würden.

Unbeschreiblich war der Augenblick des Wiedersehens; die übervollen Herzen wußten sich anfangs nur in Thränen Luft zu machen. Es waren Thränen der Freude, einander nach so langer Trennung, welche das in dieser Familie so starke Gefühl der Zusammengehörigkeit doppelt schwer gemacht hatte, wieder in die Arme schließen zu dürfen, erzählen zu können und erzählen zu hören, wie der liebe Fritz seine Angehörigen so zärtlich empfangen, wie er in rührender, unvergeßlicher Weise Alles gethan habe, ihnen die Stunden des Zusammenseins zu verschönen, und wie eine Gesundheit zur frohen Hoffnung baldiger Genesung

berechtige. In die Freudenzähren mischten sich Thränen des Lobes und Dankes gegen Gott, der die theuren Reisenden in seine Obhut genommen und Eltern und Geschwistern einen so guten Sohn und Bruder gegeben hatte. Schöner noch, als die reichen Geschenke, welche dieser den Daheimgebliebenen übersandte, überraschten den Vater und Louise die fröhlichen Aussichten, die er ihnen eröffnen ließ. Im nächsten Jahre wollte er selbst nach Schwaben kommen; vorher schon wünschte er die Schwester bei sich zu haben.

Unter solchen Eindrücken verjüngte sich Leib und Seele des Greisen. „Ich genieße — schreibt er nach Jena, einige Wochen nach der Rückkehr der Seinigen — einer herrlichen Gesundheit und fühle mein Alter bloß darin, daß ich ehender müde werde als vorher. Aber, fügt er hinzu, nächst Gott habe ich viel mir selbst und auch viel meinem hiesigen Posten zu danken. Ich halte genaue Diät, mache mir immer viel Bewegung, wasche mich nach dem Aufstehen mit kaltem Wasser, und nach Tische trinke ich gleich nach der Suppe mein Glas Wein oder Bier. Ich hab's immer sehr tauglich für die Nerven gefunden, wenn der Magen durch kaltes Getränk gleichsam geschreckt wird, und ebenso Gesicht, Hals und Hände mit kaltem Wasser. Niemals darf mir das Bett gewärmt werden, und ich finde eine Behaglichkeit, mich in ein kaltes Bett zu legen".

Solche einfachen Regeln einer vernünftigen Gesundheitspflege scheinen sich damals noch keineswegs einer

allgemeinen Anerkennung erfreut zu haben; thut doch der biedere Alte so, als ob er mit ihrer Befolgung ein Muster spartanischer Abhärtung aufstelle. Am seltsamsten muß es Kinder unserer Zeit anmuthen, wenn er wiederholt mit besonderer Genugthuung hervorhebt, daß er „alle Morgen", auch mitten im Winter, sein „ganzes" Gesicht mit kaltem Wasser wasche, und als könnte es ihm Jemand verdenken, hinzusetzt, er finde darin eine solche Behaglichkeit, daß er es um Alles nicht unterlassen möchte. Mit größerem Rechte, will uns bedünken, rühmt er sich der Selbstbeherrschung, mit der er sich gewöhnt habe, über Tisch, wenn er nicht zu Gast esse, wo der Zuspruch anders wolle, vom Essen aufzuhören, wenn er auch Appetit habe, den ganzen Rest aufzuzehren. Mäßig, wie in Speise und Trank, war er auch in seinen anderen Genüssen. Ein Pfeifchen Tabak war fast der einzige Luxus, den er sich gestattete. Sein aufmerksamer Sohn, der gleich ihm die Annehmlichkeit des Rauchens zu würdigen wußte, traf es auf's beste, als er ihm durch seine lieben Gäste eine besonders schöne Pfeife mitschickte. In seinem nächsten Briefe nach Jena hatte der Vater „schändlich" vergessen, für das hochwillkommene Geschenk zu danken. Er holte es aber, als müsse er eilen, sein Gewissen von einem schweren Drucke zu befreien, alsbald nach und bezeugte dem freundlichen Geber, daß ihm die Tabakspfeife sehr gefalle, daß er sie fleißig brauche und allemal dabei an seinen lieben Fritz denke. Wann hätte er freilich nicht an ihn gedacht?

Trotz seines Wohlbefindens mahnte ihn doch sein hohes Alter jetzt mehr als je, daran zu denken, was aus den Seinigen werden solle, wenn er von seinem Tagewerke und von der treuen Sorge für sie durch einen plötzlichen Tod abgerufen würde. Mit den Erfolgen, die er in seinem Berufe erzielte, mehrte sich seine Arbeit von Tage zu Tage, aber Niemand dachte daran, ihn für den Zuwachs seiner Mühe zu entschädigen. Und doch brachte er durch den Erlös aus seinen Baumschulen der herzoglichen Kasse mehr als das Doppelte von dem ein, was ihm mit karger Hand für seine Dienste gewährt wurde. An fixem Einkommen bezog er noch immer nur 400 Gulden; dazu kamen etwa 100 Gulden als Antheil an den verkauften Bäumen, ein Vortheil, den ihm seit einem Jahre das Kammer-Collegium, wie er annahm, heimlich d. h. hinter dem Rücken des Herzogs zugestanden hatte. Die Unbilligkeit einer solchen Belohnung seiner ausgezeichneten Leistungen, mehr aber noch die Rücksicht auf seine Familie, ermuthigten ihn, den Herzog um eine Zulage zu bitten. Als dieses Gesuch ohne allen Erfolg blieb, faßte er um der Seinigen willen den bei seinen Jahren heroischen Entschluß, seine Heimath und die altgewohnten Verhältnisse daran zu geben und den Versuch zu machen, ob er nicht anderwärts einen besseren, dem Nutzen, den er schaffen könne, angemessenen Gehalt zu bekommen vermöchte. Mit tausend Thalern war seine Kraft und Erfahrung nicht zu hoch bezahlt, das wußte er, und für eine geringere

Summe gedachte er auch seine bisherige Stellung nicht aufzugeben. Er hoffte aber immer noch, ein Ruf in das Ausland werde den Herzog und seine vorgesetzte Behörde veranlassen, in Anbetracht seiner treuen und ersprießlichen Dienste etwas für ihn zu thun, um ihn dem Lande zu erhalten. Einen solchen Ausweg wünschte er um so mehr, als er wohl fühlte, wie sauer es ihm ankommen werde, in seinen alten Tagen seinem Vaterlande, dem er nun über 40 Jahre gedient hatte, den Rücken zu kehren.

Um durch ein öffentliches Zeugniß für seine Befähigung seiner Pläne zu fördern griff er nach langer Unterbrechung wieder zur Feder und legte in einem umreichen Aufsatze seine „Gedanken über die Baumzucht im Großen" nieder.[10]) Durch unablässiges Nachdenken und lange praktische Uebung hatte er eine seltene Meisterschaft in seinem Fache erreicht, und es war daher auch ein Verdienst um das allgemeine Wohl, wenn er seine reichen Erfahrungen weiteren Kreisen mitheilte. Bevor er jedoch Schritte zur Veröffentlichung seiner Arbeit that, übersandte er dieselbe seinem Sohne zur bessernden Durchsicht. „Der Sinn muß zwar beibehalten werden, schrieb er dabei, allein es könnten Fehler gegen die Schlußart, überflüssige Declamationen oder Wiederholungen darin sein oder eine Sache besser gesagt werden". Es ist sicher anzunehmen, daß Schiller den Wunsch seines Vaters bereitwilligst erfüllte, wie er denn auch in dem Leipziger Buchhändler Göschen bald einen Verleger verschafft hatte und später Sorge trug,

die kleine Schrift in die rechten Hände zu bringen und die Aufmerksamkeit einflußreicher Persönlichkeit auf den Verfasser zu lenken.

Inzwischen war ein zweites bestens begründetes Gesuch um Zulage oder anderweitige Erhöhung seiner Einnahmen vom Herzoge abschläglich beschieden worden; die dem Decret angehängte kahle Vertröstung, daß Seine Durchlaucht dem Hauptmann Schiller auf eine andre Art eine herzogliche Gnade würden wiederfahren lassen, war wenig dazu geeignet, einen Ersatz für die vereitelten Hoffnungen zu gewähren. Vielleicht theilte der Herzog die durchaus irrige Meinung Vieler, daß der alte Schiller die verlockende Gelegenheit zu eigener Bereicherung, welche seine Stellung ihm bot, nicht versäumt haben werde. Niemand war, wie sich später auf das Zweifelloseste herausstellte, weiter hiervon entfernt, als dieser rechtschaffene Beamte und getreue Diener, der ängstlich selbst den Schein ungerechten, ja nur bedenklichen Gewinnes mied und trotz mancher bitteren Vorwürfe, die ihm darüber von Frau und Töchtern gemacht wurden, und so nahe ihm auch seine beschränkte Lage die Versuchung zum Gegentheil legte, seine Interessen mit der strengsten Uneigennützigkeit denen seines Herrn nachsetzte, allezeit zuerst und zumeist den Nutzen dessel ben im Auge hatte und im Geringsten eben so gewissenhaft und zuverlässig war wie im Größten.

Waren nun auch seine Versuche', die künftige Lage seiner Familie zu bessern, vorderhand gescheitert, so hatte

er doch nicht zu bereuen, sie unternommen zu haben. Denn es eröffnete sich ihm in Folge derselben einer jener Blicke, welche kein äußeres Glück den Eltern aufwägt, in das Herz seines Sohnes, der durch sein eifriges Bestreben, dem Vater zu dem erwünschten lohnenderen Felde seiner Thätgkeit zu verhelfen, diesen mit inniger Rührung erfüllte. „Bester Sohn — antwortete der Vater auf ein dahin zielendes mehr wohlgemeintes als durchführbares Anerbieten — vorgestern haben wir seinen lieben Brief erhalten, der mir insbesondere eine außerordentliche Freude gemacht hat. Mit Thränen des Dankes gegen Gott, der mir so gutartige, so edel denkende Kinder gegeben hat, hab' ich Seinen Vorschlag von Ankaufung eines Gutes gelesen, eine Wirkung Seines vortrefflichen Herzens. Aber auch mit einem innigen Dankgefühl gegen die guten Wege der Vorsehung will ich Ihm, bester Sohn, melden, daß ich der Zeit noch nicht Gebrauch davon zu machen nöthig habe, obschon meine indessen gethane Bitte nochmals abgeschlagen worden."

In der Hoffnung, wenigstens durch fleißige Schriftstellerei seine Umstände zu verbessern, hatte er, noch ehe der oben erwähnte Aufsatz im Drucke erschienen war, schon wieder in unglaublich kurzer Zeit 33 Bogen eines größeren Werkes über den gleichen Gegenstand vollendet und traute sich zu, in fünf bis sechs Monaten noch eben so viel zu liefern. [11]) In verständiger Rücksicht auf den behandelten Stoff und auf das Publikum, für

das sein Buch bestimmt war, bemühte er sich, wie er sagt, „in der Schreibart mehr faßlich und deutlich als hoch fein zu erscheinen.“

Der Frühling des Jahres 1793 brachte wieder anstrengender praktischer Arbeit die Hülle und Fülle. Das Kammer-Collegium hatte dem bewährten Manne die gegen 40,000 Stück umfassende Eglosheimer Baumschule überwiesen, welche bisher ein Hofgärtner unter den Händen gehabt, aber nicht gut gewartet hatte. Um sie an dem dazu bestimmten Abhange des Berges, auf dem die Solitüde steht, unterzubringen, war es nothwendig, Terrassen zu machen und das Erdreich möglichst horizontal zu legen. Im Ganzen war jetzt die unter seiner Leitung und Aufsicht stehende Baumzucht mehr als 100,000 Stück stark, und in Zeit von drei bis vier Jahren hatte er Aussicht, zu Tausenden davon verkaufen zu können. Da ihm von 1000 Stück 100 Gulden Remuneration zugesichert waren, so konnte er auch in Bezug auf den äußeren Erfolg seines Fleißes voll froher Hoffnung in die Zukunft blicken. Zunächst fühlte er sich aber am meisten durch das Gelingen seiner neuen Anlage und durch die Anerkennung, welche ihm von sachverständiger Seite gespendet ward, für seine Mühe belohnt. Der Sachsen-Meiningensche Minister von Dürkheim, dem er sie zu zeigen Gelegenheit hatte, schätzte die Kosten auf 1000 Thaler, und doch war sie mit nur 300 zu Stande gebracht. Den Hoffnungen, die sich an diesen Besuch knüpften, müßig nach-

zuhangen, lag nicht in seiner Art. „Inzwischen bleib' ich ganz ruhig, — schreibt er an seinen „besten liebsten Fritzen" — arbeite nach Gelegenheit an meinem andern Aufsatz, wozu ich noch den ganzen Sommer brauche, Beobachtungen und Erfahrungen zu machen, und bin äußerst zufrieden, daß mir gedachte neue Anlage dergestalten und auch fürs Auge so wohl gelungen ist, daß es jeder große Herr sehen darf, und daß es ein rühmliches Denkmal von meinem Hiersein bleiben wird."

Nicht am wenigsten that er sich mit vollem Recht darauf zu gut, daß er mit so geringen Mitteln so Großes zu Stande gebracht hatte. Die Nothwendigkeit, Jahre lang mit einem magern Einkommen auszulangen, hatte ihn mit eigenem wie mit fremdem Gelde hausen gelehrt. So konnte er denn auch jetzt, wo sich sein Fritz, nachdem er sich in den ersten Jahren seiner Ehe mit seiner Frau in Kost gegeben, zur Einrichtung einer eigenen Wirthschaft entschlossen hatte, ihm die besten Rathschläge zur Sparsamkeit ertheilen und ihm die im Elternhause geltenden ökonomischen Regeln mit gutem Gewissen zur Befolgung empfehlen. Alles gut anzuordnen, alles nachzusehen, immer vorauszudenken, wie man sich Vorrath in solchen Zeiten anschaffe, da die „Articuls" am wohlfeilsten seien, dazu alles, was die neue Einrichtung koste, fleißig aufzuschreiben, um zu erfahren, was am vortheilhaftesten sei, und je nachdem wiederum eine Aenderung zu machen — das waren die Grundsetze, welche er dem jungen Paare für

die neue Haushaltung zu beherzigen gab. Während er aber die Vortheile einer eigenen Wirthschaft zugab, konnte er sich gar nicht mit dem Vorsatze seines Sohnes befreunden, in Jena ein Grundstück zu erwerben, da es nicht wahrscheinlich sei, daß er dort bleiben werde. Vielleicht versteckte sich unter dieser Annahme nur eine still gehegte Hoffnung. „Könnte es sich nur schicken sagt er, wiederum näher zu uns zu kommen; dann wäre freilich nach einem Eigenthum zu trachten, das ich Ihm dann aufs allerbeste einrichten wollte. Nun kömmt Zeit, so kömmt auch Rath, und die Vorsehung wird es so fügen, wie's am Besten ist. Nur erst Seine volle Gesundheit wieder, und alles Andere wird sich von selbst geben."

An der freudigen Erwartung, den lieben Sohn vorläufig wenigstens eine Zeit lang um sich zu haben, hielt er nach dem im vorigen Jahre gemachten Versprechen desselben vertrauensvoll fest, obwohl die Aussicht auf den verheißenen Besuch noch immer keine feste Gestalt annehmen wollte. So peinlich er übrigens vermied, auf die Entschlüsse seines Sohnes, seitdem dieser zum Manne geworden war, irgendwelchen Einfluß zu üben, so konnte er sich doch nicht enthalten, seiner heißen Sehnsucht nach einem Wiedersehen Worte zu geben. „Ach — schreibt er damals — wäre es doch möglich, bester liebster Sohn, daß auch ich Ihn einmal sehen könnte! Ich hoff' es zu Gott, er werde mich diese Freude noch erleben lassen. Er hat mir ja schon so vieles Gute erwiesen, erhält mich

so lange bei Kräften und Gesundheit, er wird auch mein Vertrauen auf diese seine Einrichtung rechtfertigen.“

Diese rührende Sprache des Herzens scheint Schiller, dessen Sehnsucht kaum geringer war, zu dem endgiltigen Entschlusse bestimmt zu haben, längere Zeit in seiner Heimath zuzubringen. Seine Einwilligung in den Herzenswunsch des Vaters rief im Elternhause doppelte Freude hervor, weil sie zugleich die Gewißheit brachte, daß seine Gesundheit so weit gekräftigt sei, um eine so anstrengende Reise zu erlauben. Zunächst durfte Schiller freilich noch nicht daran denken, das väterliche Haus selbst zu betreten, da des Herzogs Erlaubniß zu seiner Rückkehr noch ausstand; er hatte daher vorläufig die freie Reichsstadt Heilbronn zum Aufenthalt ersehen, um wenigstens in der Nähe seiner Lieben unbehelligt weilen zu können. Dem guten Alten wollte dieser Ausweg gar nicht gefallen, obwohl er selbst zuerst dazu gerathen hatte. Er hatte sich auf das Zusammensein viel zu sehr und zu lange gefreut, als daß er sich mit gelegentlichen Besuchen hätte befriedigen sollen, die noch dazu beiden Theilen viele Umstände und Kosten machen mußten. Dies veranlaßte ihn, ein Gesuch an den Herzog aufzusetzen, in welchem er im Namen seines Sohnes um die Erlaubniß bat, daß dieser „seiner kränklichen Umstände wegen sich ins Land begeben und ein hiesiges Bad gebrauchen dürfe.“ Da es ihm aber nothwendig schien, in dieser ganz submissest abgefaßten Eingabe im Namen des Supplikanten der herzoglichen

Durchlaucht die unterthänigste Bitte zu Füßen zu legen, daß sie gnädigst geruhen wolle, ihm seine ehemaligen Jugendfehler in höchster Gnade zu verzeihen, ein Passus, der das Selbstgefühl Schillers leicht verletzen konnte, so unterließ er nicht, diesem das Concept seines Gesuches vorher zuzusenden, damit er es nach seinem Gefallen und Gutdünken abändere; nur bemerkte er: „Wir beide kennen den Herzog, daß er sehr demüthig gebeten sein will, und unsers Vergnügens und Nutzens wegen müssen wir dies Opfer bringen." Trotzdem fand er Schillers Gründe, vorläufig von einem solchen Schritte abzusehen, in edler Verleugnung seiner eigenen Wünsche sehr überlegt und nahm seinen Vorschlag gern zurück, ob er schon mit betrübter Seele darauf verzichtete, die Anwesenheit seines Sohnes so benutzen und genießen zu können, wie es bei größerer Nähe möglich gewesen wäre.

Inzwischen wurden auf der Solitüde alle Vorbereitungen zur Aufnahme der erwarteten Gäste getroffen, denn noch gab man die Hoffnung nicht auf, sie im Elternhause zu beherbergen. Da regte sich denn in dem Herzen des Vaters, wie im vorigen Jahre, wieder die Befürchtung, daß sein Sohn und dessen Gattin bei dem hohen Grade ihrer Bildung an der einfachen, fast bäuerlichen Art der Schwestern Anstoß nehmen möchten. Jetzt, wo Friedrichs Zukunft gesichert war, konnte mehr für sie gethan werden, als früher beim besten Willen möglich gewesen war. Nannette wurde schnell nach Stuttgart geschickt, „um

etwas Nähen und Putzmacherei zu erlernen," hauptsächlich aber, wie er sogleich in voller Aufrichtigkeit hinzufügt, „daß sie in dem Umgang mit andern guten Menschen sich besser formiren möge." „Es ist, heißt es weiter, eine erwiesene Wahrheit, die Er, mein lieber Fritz, an sich selber wird erfahren haben, daß man in dem väterlichen Hause meines Standes dasjenige weder sehen, noch lernen, noch nachahmen kann, was man unter fremden Leuten siehet. Niemal wird man sich diejenige Dienstgeflissenheit, Aufmerksamkeit und Artigkeit bei den Seinigen angewöhnen, durch die man sich Freunde machen muß. Auch die gute Louise," — sie sollte vor der Reise Schillers einige Zeit in Jena zubringen — „die das beste Herz hat, geschickt und geschäftig ist, bedarf in diesem Stück Nachsicht und Zurechtweisung, und ich ersuch' Ihn, bester Sohn! ihr beides angedeihen zu lassen."

Ein Vorschmack größerer Freude war es, als Schillers Schwägerin, Karoline von Beulwitz, mit der Schwester ihres Gatten, zwei Damen von der feinsten Bildung, auf der gastlichen Solitüde es sich acht Tage wohlgefallen ließen.

Und endlich kamen sie selbst, die lieben Kinder. Alles, was sich hatte thun lassen, um ihnen den einstweiligen Aufenthalt in Heilbronn bequem und angenehm zu machen, hatte der Vater mit fürsorglicher Geschäftigkeit längst auf das beste vorbereitet. Er war auch der erste von der Familie, der sie in der Heimath begrüßte. Da standen nun Vater,

und Sohn nach einer elfjährigen Trennung voll Freude und Leid einander gegenüber, zum ersten Mal seit jenem Tage, an dem der Jüngling ohne Abschied sich aus den Armen des ahnungslosen Vaters gerissen hatte: dieser trotz seiner 70 Jahre das Bild eines gesunden Alters, äußerlich kaum verändert, die hellen Augen belebt von der Freude des Wiedersehens und doch von Wehmuth durchzuckt bei dem Anblick seines Kindes, dessen blasses, kränkliches Aussehen die Spuren der überstandenen und noch unüberwundenen Leiden nur zu deutlich verrieth; der Vater wie im Aeußeren so auch in Wesen und Gesinnung wenig berührt von dem Wechsel der Zeiten, der Sohn aus einem unerfahrenen und unbesonnenen Jünglinge zum gereiften, charaktervollen Manne geworden, das Ungestüm in Milde, das jugendlich Excentrische in ruhige Würde verwandelt, Alles, was damals an edlem Gehalt noch knospend und vielfach von Unkraut überwuchert in seiner Brust schlummerte, zur köstlichen, allerfreuenden Blüthe entwickelt, das ehemals oft so trotzige und wiederspänstige Herz von unbegrenzter dankbarer Liebe gegen den erfüllt, der es, unbeirrt durch manche Enttäuschung, in unwandelbarer Treue zu leiten gesucht und durch Rath, Warnung und Beispiel so viel an ihm gethan hatte. Wie anders wirkte doch die lebendige Gegenwart, als das todte Wort, das so lange Jahre einen kümmerlichen Ersatz für sie hatte bieten müssen! Welche Wonne, aus den Worten des Sohnes die ganze Tiefe seiner Empfindung,

den hohen Schwung seines Geistes zu verspüren, an seiner Seite eine Gattin zu sehen, die mit ihrer bezaubernden Liebenswürdigkeit des Herz das Greises, dessen Hochachtung sie lange besaß, im ersten Augenblicke gewann und durch die seltenen Vorzüge ihres Geistes und Herzens das Glück ihres Gatten so augenscheinlich verbürgte!

Dies Mal war es an ihm, den Daheimgebliebenen von Sohn und Tochter zu berichten, und wir wollen ihm gern glauben, wenn er versichert, er habe der guten Mama mit seiner Erzählung eine unbeschreibliche Freude gemacht. Gleich am folgenden Tage setzte er den Herzog, dessen Einwilligung zu dem ersten Wiedersehn er in dem Drange der Sehnsucht nicht abgewartet hatte, von dem Eintreffen seines Sohnes zu Heilbronn in Kenntniß und bat ihn, in Anbetracht, daß er denselben seit elf Jahren nicht gesehen und indessen wegen seiner wankenden Gesundheit viele Sorgen und Bekümmernisse gehabt, um die Erlaubniß, diesen seinen einzigen Sohn in Heilbronn „jeweilen" besuchen zu dürfen. Er werde, versprach er, nur zu solchen Zeiten davon Gebrauch machen, wenn er ohne Abbruch seiner Verrichtungen auf der Solidüte wohl abkommen könne, jedesmal nur über Nacht zu bleiben und diese Besuche, die für seine Umstände ohnehin zu kostbar seien, von selbst nur auf einige Male einzuschränken. Mit gutem Bedachte hoffte er durch solche bescheidenen Ansprüche das Herz des im Grunde menschlichen Fürsten zu rühren; doch erreichte er nichts weiter, als daß seine

Bitte umgehend gewährt ward, ohne daß seine weiter gehende Erwartung, der Herzog werde von freien Stücken Schiller das Betreten seines Gebietes gestatten, in Erfüllung ging. Der ihm gewordenen Erlaubniß, den Sohn in dem 10 Stunden weiten Heilbronn zu besuchen, konnte er sich zu seiner Betrübniß aus dem oben berührten Grunde nicht so oft bedienen, als er herzlich wünschte. Wäre es zu erreichen gewesen, daß die Lieben nach Ludwigsburg zogen, so wäre bei der nur dreistündigen Entfernung jenes Hinderniß weggefallen; er drang daher nochmals in seinen Sohn, gegen den Herzog den Wunsch zu äußern, dorthin übersiedeln zu dürfen, indem er den zu befürchtenden Einwand, daß ein solches Gesuch dem weimarischen Unterthanen von seinem Landesherrn verdacht werden könnte, im voraus mit den Worten zu entkräften versuchte: „Seinen angeborenen Landesherrn, dem Er doch wegen der Akademie-Erziehung alles zu danken hat, um die Erlaubniß bitten, Seinen Eltern näher sein zu dürfen, wird Ihm doch wahrlich kein anderer großer Herr übel nehmen und würde auch von dem, was allenfalls darauf erfolgen möchte, nichts erfahren.“ Verlockend wird dann der übrigen Vortheile Ludwigsburgs vor dem jetzigen Wohnort gedacht und ein günstiger Entschluß, je eher je lieber, warm an das Herz gelegt, „aber — schließt der Brief des auch diesmal sich selbstlos bescheidenden Mannes — daß gleichwohl ein Verlangen in Heilbronn zu bleiben nicht darunter leide!“

Da dies Verlangen bei weitem nicht so stark war wie dasjenige, den Wünschen des Vaters entgegen zu kommen und seiner Familie näher zu rücken, so wagte Schiller den Umzug nach Ludwigsburg, ohne die Erlaubniß des Herzogs abzuwarten, der auch, damals seiner Auflösung entgegensiechend, an wichtigere Dingen zu denken hatte, als an Maßregeln gegen seinen ehemaligen Regimentsmedicus. Wenige Tage nach seinem Eintreffen trat ein lange mit banger Hoffnung erwartetes Ereigniß ein, dessen glücklicher Verlauf ihn wie seine Eltern mit unsäglicher Freude erfüllte; es war die Geburt seines ersten Kindes. „Der Alte, bemerkt ein berühmter Biograph Schillers, konnte jetzt am Enkel und Sohn zugleich all das närrische Zeug erleben, was er, dazumal im Felddienst abwesend, an sich und seinem Friedrich nicht erlebt hatte". Der kleine Karl, in dessen Zügen sich die seines Vaters abspiegelten, war dem Großvater seit dem ersten Tage an das Herz gewachsen; dieser verfolgte seine Fortschritte im körperlichen wie später im geistigen Wachsen und Gedeihen mit dem innersten Antheil und maß der Existenz des kleinen Erdenbürgers eine solche Bedeutsamkeit bei, daß er schon nach dem ersten halben Lebensjahre desselben seine Briefe an die Familie seines Sohnes regelmäßig an die „liebsten Kinder und Enkel" adressirte. Ueberhaupt spielt dieser, wie denn auf der Solitüde fast täglich von ihm gesprochen wurde, in der Correspondenz des Großvaters eine große Rolle. Aeußerungen wie diese: „Was

macht doch unser herrlicher Karl? Ach wenn ich ihn doch wieder sehn könnte!" verrathen durch ihre häufige Wiederkehr, wie sehr der Alte an dem „Goldsohn" hing. Zum ersten Male schloß er ihn bei der Taufe, welche damaliger Sitte gemäß kurz nach der Geburt stattfand, in seine Arme. Der feierliche Act vereinigte zu seltenem Beisammensein die ganze Familie, außer Christophine, welche in Folge der weiten Entfernung zu ihrem und der Uebrigen tiefen Bedauern in dem trauten Kreise fehlen mußte.

Einen trüben Schatten in Schillers Vaterfreude warfen leider die starken Ausgaben, welche mit der Vermehrung seiner Familie an ihn herantraten und ihm, zumal da sich bald herausstellte, daß der Aufenthalt in Ludwigsburg doch theurer war, als man erwartet hatte, nicht geringe Sorge machten. War er doch in dieser Zeit, wo seine noch sehr angegriffene Gesundheit und seine immer wiederkehrenden körperlichen Leiden ihm schriftstellerische Beschäftigung, die Hauptquelle seiner Einnahmen, nur selten gestatteten, fast allein auf die dänische Unterstützung angewiesen. Er hätte zwar jetzt Credit genug gehabt, um durch Erhebung von Darlehen sich für den Augenblick Erleichterung zu verschaffen, aber die Zeiten, in denen er mit leichtem Herzen zu diesem bedenklichen Auskunftsmittel gegriffen hatte, waren für ihn auf ewig abgeschlossen, und er dachte um so weniger daran, sich neue Verbindlichkeiten aufzuladen, als er trotz aller Anstrengung sich der alten noch nicht zu entledigen vermocht

hatte. Da wandte er sich denn an seinen Vater, den bewährten Haushalter, und dieser zauderte keinen Augenblick, ihn mit gutem Rathe zu unterstützen. Auch wenn die Einnahmen des Sohnes, erwiederte er, mit den Ausgaben im Verhältniß stünden, würde er in seiner Stelle jene doch etwas einzuschränken suchen; er gab praktische Winke, wie dies zu bewerkstelligen sei, und rieth, auch kleine Ersparnisse, die sich doch auch sammelten, nicht für geringfügig zu achten, besonders jetzt, wo der Gedanke an die Zukunft des Kindes zu möglichster Sparsamkeit verpflichte. Wie schwer es für seinen Sohn sein müsse, mit der Rücksicht auf geordnete pecuniäre Verhältnisse die auf ein standesgemäßes Auftreten zu verbinden, verkannte er durchaus nicht. Keine Sorgen, sagte er, sind drückender als die der Wohlstand (Anstand) verursacht; denn dieser verbietet zugleich, sich nichts davon merken zu lassen, und da untergräbt ein innerer Gram alle Fugen der Gesundheit, lähmt den Geist und macht zu allem mißmuthig". In dieser peinlichen Lage weiß er für Geist und Gesundheit kein besseres Mittel, als lebendiges Vertrauen auf Gott, welcher ja dem lieben Sohne „in den mißlichsten Vorfallenheiten" seines Lebens schon so oft auf die wunderbarste Weise geholfen habe.

Bald sollte er selbst in den Fall kommen, sein Gottvertrauen zu bewähren. Zwar daß er damals wieder von heftigen Gliederschmerzen heimgesucht wurde, war er weit entfernt für eine ihm auferlegte Prüfung anzusehen;

wurde ihm doch vom Herzoge bereitwilligst gestattet, im Kannstadter Bade Linderung zu suchen, von wo aus er zudem die beste Gelegenheit hatte, die lieben Kinder oft und auf längere Zeit zu sprechen. Dagegen drohte der am 24. Oktober 1793 eingetretene Tod seines fürstlichen Gönners, des Herzogs Karl, auf das tiefste in seine Existenz einzuschneiden. Der Thronfolger, Ludwig Eugen, begann seine Regierung damit, daß er manche der großartigen Stiftungen und Schöpfungen seines entschlafenen Vorgängers und Bruders dem Untergange weihte. Nicht nur die Akademie wurde nach langjährigem Bestehen aufgehoben, auch die Solitüde wurde zum größten Theil der Demolirung preisgegeben. Wie nahe mußte es dem alten Manne gehen, als er erfuhr, welches Schicksal den Stätten bevorstehe, auf denen er nun fast zwanzig Jahren gelebt und gewirkt hatte, daß außer dem Schloßgebäude, dem Lorbeersaale und dem chinesischen Hause alle Baulichkeiten der Solitüde auf Abbruch verkauft, in den Gärten die Bogengänge, Gitterwerke u. s. w. abgebrochen werden, die Anlagen ohne weitere Cultur der Natur d. h. der Verwilderung überlassen, die Orangerie nach Ludwigsburg versetzt und — vielleicht auch die Baumschule anderswohin verlegt werden sollte. „Was aus mir werden soll, sagt er im Hinblick auf diese traurigen Aussichten, das kann ich noch nicht errathen, aber fürchten will ich nichts, denn ich bin unter Gott, wie Philipp der Zweite, da ihm sein Admiral sagte, die ganze Armada sei zu Grunde gegangen."

Diese fromme Ergebung und dieses unerschütterliche Vertrauen auf den Lenker der menschlichen Geschicke kommt in seinen damaligen Briefen wiederholt zum Ausdruck. „Außer Gott, — schreibt er kurz darauf an seinen Sohn — der mich aus so vielen Zudringlichkeiten auf eine wunderbare Weise gerissen hat, ist weder der Herzog noch sonst Jemand vermögend, mich über die Besorgnisse der Zukunft zu beruhigen; also ihm werf' ich mich mit den Meinigen in die Arme. Wie er's macht, so ist's recht."

Nicht so gelassen wie er nahm seine Frau diese Prüfung auf; sie war „ganz launisch darüber", während er selbst mitten in seiner Bedrängniß die Hoffnung nicht aufgab, daß die bevorstehende Veränderung vielleicht noch gar zu seinem Glücke ausschlagen könne, und, anstatt sich dumpfer Resignation zu überlassen, für die Verwirklichung dieser Hoffnung sofort die geeignetsten Schritte that. In einem Schreiben an den einflußreichen Präsidenten von Taubenheim, der ehedem mit ihm Lieutenant und sein Dutzbruder gewesen war, zog er eine Summe dessen, was er an seinem Posten gewirkt und geleistet habe. Er hob hervor, wie er, obwohl er gleich beim Eintritt in sein jetziges Amt mit großen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen gehabt und trotz ganz unzulänglicher Mittel, mit dem besten Erfolge und zu nicht geringem Nutzen des Staates, dem er weit mehr eingetragen als gekostet, seines Berufes gewartet habe. Er sei nun über 70 Jahre alt,

diene dem herzoglichen Hause 41 Jahre und sei schon seit 33 Jahren Capitän, während andere bei kürzerer Dienstzeit schon zu Majoren befördert seien. Trotzdem beschränkt er seine bescheidenen Wünsche darauf, den kleinen Rest seines Lebens so zu enden, wie er ihn gegenwärtig genieße, und nicht aus seinem bisherigen Wirkungskreise gerissen zu werden.

Der Erfolg dieses Schreibens bewies ihm, daß er sich eben so wenig in dem Vertrauen auf ein gutes Andenken bei seinem ehemaligen Kameraden und auf dessen thatkräftige Unterstützung getäuscht hatte, wie in der Zuversicht auf die billige Denkart seines Fürsten, denn dieser bekundete dem alten treuen Beamten seine Huld nicht nur durch die eigenhändig am 26. März 1794 vollzogene Ernennung zum Obristwachtmeister (Major), sondern sah auch von seiner beabsichtigten Pensionirung ab und ersparte ihm so den Schmerz, seiner ihm so liebgewordenen Thätigkeit Lebewohl sagen zu müssen.

Auch als der neue Herzog im Jahre 1795 plötzlich starb, verblieb der Alte, den auch diesmal keine ernste Sorge um sein Schicksal anfocht, da er, wie er an seinen Sohn schrieb, „immer mehrers auf Gott als auf Menschen traute", in der Stellung, in welcher er bei seiner Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit unersetzlich war.

In ein persönliches Verhältniß, wie zu dem Herzoge Karl, scheint er zu dessen Nachfolgern bei ihrer kurzen Regierungszeit und ihrem weit geringeren Interesse an

seinem Schaffen und Wirken nicht getreten zu sein. Jedenfalls thut man dem ehrlichen Manne großes Unrecht, wenn man, nach dem verkehrten Grundsatze, große Männer um jeden Preis auf Kosten Anderer zu erheben, die Zumuthung Vater Schillers an seinen Sohn, nach Karls Hintritt dem neuen Herzoge in einem Gedichte zum Regierungsantritt Glück zu wünschen, als einen Beweis von Impietät gegen seinen fürstlichen Gönner auffaßt, aus keinem anderen Grunde, als um Schillers Weigerung, auf diesen Wunsch einzugehen, dadurch in ein desto helleres Licht zu stellen. Die Sache ist wahrlich keines Aufhebens werth. Eine Beglückwünschung in dem Sinne des Vaters war wenig mehr als ein bedeutungsloser Act der Etikette, keineswegs aber ein Beweis der Freude über den Tod des alten Herrn, und wenn Schiller mit feinem Takte jener Aufforderung nicht Folge leistete, so geschah es lediglich, um Mißdeutungen vorzubeugen, denen gerade er in diesem Falle kaum hätte entgehen können.

Ohne Zweifel waren die Gründe, die er dem Wunsche des Vaters entgegenstellte, für diesen vollkommen überzeugend, wie denn überhaupt, seitdem sich Schiller einmal durch die Läuterung seines Wesens und die Vollendung seines Charakters die Hochachtung seines Vaters erworben hatte, das Verhältniß zwischen Beiden nicht durch den leisesten Schatten wenn auch nur vorüberziehender Verstimmung getrübt ward. Jener hegte in dankbarem Herzen den heißen Wunsch, Freude und Zufriedenheit

über den Lebensabend des Vaters zu verbreiten und die Schuld der kindlichen Liebe an ihn abzutragen, während der gute Alte sich ganz und voll der Wonne hingab, welche die Bethätigung einer solchen Gesinnung von Seiten wohlgerathener Kinder erweckt.

Sie prägt sich unverkennbar in seinem Porträt aus, das damals Ludovike Simanowitz geb. Reichenbach, eine talentvolle Malerin und eine Freundin der Familie, als Geburtstagsgeschenk für den Sohn in Oel malte. Dieses Porträt soll sehr getreu sein, und wer sich den Genuß macht, in diesen charaktervollen, klaren Zügen zu lesen, wird es in der That dem Bilde, das er sich von dem Originale entworfen hat, entsprechend finden. Zwar der feine Schnitt und der Ausdruck der Vergeistigung, wie er in den Zügen des Sohnes hervortritt, ist diesem Kopfe völlig fremd, aber was dem Manne eigenthümlich ist, tritt unverkennbar an ihm zu Tage. Eine freie Stirn spiegelt das faltenlose Innere wieder; die Augen blicken voll Verstand und Ruhe in das Leben hinaus, das mit allen seinen Drangsalen und Wirrnissen ihn stets gerüstet, gelassen und unerschütterlich fand; die stark entwickelte untere Parthie des Gesichtes mit dem energischen Munde, in dessen Winkeln harmlose Heiterkeit lagert, und mit dem kräftig ausgebildeten Kinn giebt dem ganzen Kopfe eine sichere Grundlage und deutet auf kraftvolles Handeln und festes Beharren.

Zu seinem Bedauern mußte er es sich aus ver=

schiedenen triftigen Gründen versagen, das Bild am 10. November selbst zu überreichen und seinen Wunsch, daß Gott seinen lieben Fritzen diesen Tag noch 50 Mal feiern lassen möge, persönlich zu überbringen. Doch tröstete er sich und die Lieben in Ludwigsburg mit der Aussicht, den Geburtstag der Mutter (den 13. December) beisammen zu verleben — „wenn ich anders so lang warten kann, Euch wieder zu sehen.“ Schiller suchte ihn durch seine umgehende Antwort für die schmerzlich empfundene Entbehrung zu entschädigen, indem er ihm die Versicherung aussprach, daß jeder Tag, wo er mit seinen lieben und besten Eltern zusammen sei, ihm festlich und willkommen wie ein Geburtstag sein solle. Jedem Worte seines Briefes merkt man das liebevolle Bestreben an, das Vaterherz zu erfreuen; so wenn er mittheilt, daß seine Gesundheit ihm wieder erlaubt habe, in seinen so lange liegen gebliebenen Arbeiten ein wenig vorwärts zu kommen, daß er die ganze letzte Woche sehr fleißig gewesen und daß es ihm von der Hand gegangen sei. Was konnte dem Vater mehr aus der Seele gesprochen sein, als das Bekenntniß: „Es ist mir immer himmlisch wohl, wenn ich beschäftigt bin und meine Arbeit mir gedeiht.“ „Für Ihr mir so werthes Bildniß, fährt Schiller fort, danke ich Ihnen tausendmal, liebster Vater; so froh ich indeß bin, daß ich dies Andenken von Ihnen habe, so viel froher bin ich doch, daß die Vorsehung mir gegönnt hat, Sie selbst zu haben und in Ihrer Nähe zu leben. Wir müssen

aber diese Zeit etwas besser nützen und keine so langen Pausen machen, ehe wir wieder zusammen kommen."

Der Augenblick, welcher seine zärtliche Mahnung rechtfertigte, kam für Alle nur zu bald. Die würtembergischen Lazarethe füllten sich im Anfange des Jahres 1794 mit kranken und blessirten Soldaten von den kaiserlichen und französischen Armeen; ansteckende Seuchen begannen die sonst so gesunde Luft zu verpesten, und schon nahte sich das Unheil der Gegend, in welcher Schiller Erquickung für Körper nnd Seele gesucht hatte. Unter diesen Umständen an schleunige Heimkehr nach Thüringen zu denken, gebot ihm schon die Fürsorge für Weib und Kind, und sein Vater war viel zu besorgt um das Wohl der Lieben, um seinen eigenen Herzenswunsch längeren, ja dauernden Beisammenseins mit ihnen, einen Wunsch, der von der Bedingung „wenn es zuträglich wäre" unzertrennlich war, gegen jenen Entschluß in die Wagschale zu werfen. So stimmte er denn mit blutendem Herzen der Trennung zu. Die Worte, mit denen er die herbe Mittheilung von der nahe bevorstehenden Abreise erwiederte, geben Zeugniß von jener echten Liebe, die nimmer das Ihrige sucht, und von seiner kindlichen Ergebung in Gottes Rathschluß. „Ihr Liebsten meines Herzens, schreibt er, ach wie hab' ich Gott gedankt, Euch alle von Angesicht zu sehen, und da ich Euch nun gesehen habe, vielleicht das letzte Mal gesehen habe, was soll ich gegen die Vorsehung murren, daß wir uns schon wieder

trennen müssen! Nun der gute Gott ist allenthalben. Er kann Euch, er kann mich wohl noch erhalten, daß wir uns in Zukunft noch einmal umarmen, uns über den guten Gott freuen und ihm danken. Der einzige Gedanke, daß Ihn, bester Sohn, eine neue Krankheit anwandeln könnte, hat mich ganz bestimmt, Seinem Entschluß beizutreten." Krankheit und amtliche Geschäfte brachten ihn um die Freude, mit den lieben Gästen noch die letzten Tage vor der Trennung zu genießen, doch wußte er es so einzurichten, daß sie wenigstens noch einige Stunden sich aneinander „letzen" konnten.

Das unerträgliche Gefühl innerer Leere und Vereinsamung, das der Abreise lieben Besuchs zu folgen pflegt, ließ Vater Schiller eben so wenig seiner Herr werden wie er sich von der Besorgniß, wie die angegriffene Gesundheit seines Sohnes die Beschwerden der Reise überstehen werde, unmännlich niederdrücken ließ; vielmehr suchte und fand er sein inneres Gleichgewicht bald durch das altbewährte Mittel emsiger Arbeit wieder. Schon dem ersten Briefe, den er nach Jema sandte, war das fertige Manuscript von dem ersten Theile seines neuen Werkes „über die Baumzucht im Großen"[12]) beigelegt. Schiller wurde gebeten, einen Verleger dafür zu suchen und das Honorar zu bestimmen. „Es ist, sagt der Verfasser halb im Ernst halb im Scherz, zur Erkaufung eines Pferdes bestimmt, auf dem ich zu Euch kommen werde." Es liege ihm, fügt er hinzu, viel daran, den

Beifall des Publikums zu erhalten; glückte dies, so sollte der liebe Fritz ein Exemplar an Herrn Coadjutor von Dalberg, einen einflußreichen Freund der Schiller'schen Familie, schicken und auf die Aufnahme zu einem Mitglied der Erfurter (landwirthschaftlichen?) Gesellschaft anspielen. „Es würde mich doch — sagt er, seine Bitte begründend, — in meinem Alter sehr freuen." War er doch, wie sein großer Sohn, gegen Anerkennung dessen, was er mit redlichem Bemühen geleistet hatte, durchaus nicht gleichgiltig, wie ihn denn auch ein edler Stolz unverdiente Zurücksetzung, selbst im Kleinen, schmerzlich empfinden ließ. Es giebt freilich einen höheren Standpunkt — höher, wenn wirklich Eitelkeit und Selbstbetrug aus dem Spiele bleibt — der, unbekümmert um Lob und Tadel der Welt, sich lediglich mit dem Urtheil des eigenen Bewußtseins bescheidet. Wenn sich Schillers Vater zu ihm nicht zu erheben mochte, wer will ihn darum schelten?

Seine äußere Lage gestaltete sich in dieser Zeit, Dank seinen unablässigen Bemühungen, immer vortheilhafter. Auch sonst war ihm Freude beschieden. Die schriftstellerische Thätigkeit seines Sohnes nahm mit dessen zunehmender Gesundheit einen neuen Aufschwung, und was ihm dieser von seinen neuesten Produktionen durch seinen Verleger Cotta zusenden ließ, hob die Brust des Vaters in frohem Stolze. Schöne Hoffnungen knüpften sich an den von Tübingen aus geäußerten Wunsch, an Schiller

eine Zierde der dortigen Hochschule zu gewinnen. Man ersuchte den Vater, unter der Hand bei seinem Sohne anzufragen, ob er einem Rufe dorthin zu folgen geneigt sein werde, und er entledigte sich seines Auftrages mit der Selbstlosigkeit, die wir bei anderen Gelegenheiten an ihm schätzen gelernt haben. Zwar versäumte er nicht, an die mancherlei in Tübingen winkenden Vortheile zu erinnern, unter denen ihm nicht der kleinste die Aussicht auf schnellere Wiederherstellung in dem milderen Klima schien; gleichwohl wollte er gegenüber den wahren Vortheilen und der besseren Ueberlegung seines Sohnes weder seiner eigenen Ansicht noch seinem herzlichen Wunsche, ihn näher zu haben, einen bestimmenden Einfluß eingeräumt wissen und versuchte die Gründe, welche Schiller in seiner abschläglichen Antwort geltend machte, mit keinem Worte zu entkräften. Ueber die Enttäuschung seiner still genährten Hoffnung half er sich in seiner Weise mit der Zuversicht hinweg, Gott werde ihm doch noch vor seinem Ende die Freude schenken, die fernen Lieben wieder zu sehen, sollte es auch erst zu seinem Ehejubiläum sein, das er nach seiner Gesundheit wohl erleben könne. Er meint seine goldene Hochzeit, die in das Jahr 1799 gefallen wäre.

Bei der geringen Aussicht auf ein nahes persönliches Wiedersehen bereitete ihm die Uebersendung der herrlichen, von Danneckers Künstlerhand modellirten Büste seines Sohnes eine um so frohere Ueberraschung. Er bedauerte

nur, daß er nicht ein besseres Logis noch ein hinlänglich großes Zimmer habe, um ihr einen würdigen Platz zu geben, und als ihm Schiller durch Cotta eine kleine Summe zuschickte, die nur den Zweck haben konnte, ihm die Auslagen für die schöne Gabe zu ersetzen, wurde er fast böse. „Wenn die Büste," schreibt er an den Sohn, „2 bis 3 Louisdor gekostet hätte, würde ich sie gern bezahlt haben, denn unsre Freude daran ist nicht zu taxiren. Sie ist ganz unvergleichlich. Ich habe zwar Herrn Professor Dannecker meine schriftliche Danksagung gemacht, erkenne mich aber immer noch für seinen großen Schuldner."

Unter so erfreulichen äußeren und inneren Eindrücken machte sich der Greis mit dem Eifer und fast mit der Rüstigkeit eines Jünglings daran, die riesigen Anforderungen zu bewältigen, welche der Sommer des Jahres 1795 an seine Arbeitskraft stellte. Noch einmal, bevor eine unheilbare Krankheit ihn auf das Schmerzenslager streckte, zeigte er die ganze Energie seiner Natur. Unverzagt ging er an die Aufgabe, seine letzte große Baumanlage auf den dreifachen Umfang zu vergrößern, und da er trotz seines Alters über fünf Monate lang alle Morgen um 4 Uhr auf war und den ganzen Tag auf dem Platze blieb, so reüssirte ihm, wie er mit großer Befriedigung nach Jena meldet, alles ganz vortrefflich. Zu seiner Erleichterung hatte ihm der Herzog als Untergärtner einen gewissen Ammermüller zugegeben, der beinahe Schillers Schwager geworden wäre. Denn da er sich gut anließ, so

war dem Alten schon der Gedanke durch den Kopf gefahren, ob er nicht zum Schwiegersohne tauge. „Wollte Gott, schreibt er an seinen Sohn, sein Exterieur und übrigen Umstände wären besser beschaffen, so könnt ich einen Plan machen, eine Seiner Schwestern durch ihn zu versorgen, und dann könnte nach meinem Tode alles hier bleiben, denn ich soll und werde ihn abrichten, daß er die hiesige nunmehr ins Große gehende Baumzucht fortsetzen kann."

Aus einer solchen Aeußerung wird man, so verfänglich sie klingt, nicht den voreiligen Schluß ziehen, als habe Vater Schiller daran gedacht, seine Töchter dem Ersten Besten an den Hals zu werfen; sie spricht, dünkt uns, eher für das Gegentheil. Gleichwohl würde es befremden müssen, daß er die gegenseitige Neigung so ganz als Nebensache in einer so wichtigen Angelegenheit zu betrachten scheint, wenn wir es nicht schon früher als eine Schwachheit an ihm kennen gelernt hätten, daß er auf dieses erste Erforderniß einer glücklichen Ehe einen viel zu geringen Werth legte. Von seinem Standpunkte waren auch solche Projekte, wie das eben erwähnte, von Herzen wohlgemeint.

Ein gütiges Schicksal gönnte ihm außer der Befriedigung an erfolgreichem Wirken noch manche Lichtblicke, ehe die Nacht des Unglücks über sein Haus hereinbrach. Sein schriftstellerischer Ruf war durch sein neuestes Werk so weit begründet, daß Cotta ihn um Beiträge zu seinem

Gartenkalender ersuchte. Er entsprach dieser Aufforderung durch eine auf das genaueste nach der Natur aufgenommene Beschreibung des cactus grandiflorus, dessen Blüthe am Abend sich zu erschließen beginnt, um Mitternacht ganz offen und mit dem Aufgang der Sonne verwelkt ist. Lag schon in jenem Auftrage eine ehrenvolle Anerkennung seiner literarischen Leistungen, so ward diese durch die ebenso huldvolle wie schmeichelhafte Aufnahme seines Werkes von Seiten zweier Fürsten noch weit überboten. Der wohlwollende Leser hat, so hoffen wir, unsern Freund bereits lieb genug gewonnen, um an seiner Freude über die beiden Dankschreiben herzlichen Antheil zu nehmen und sich seine Gefühle bei Empfang derselben gern zu vergegenwärtigen. In dieser Voraussetzung lassen wir die Schriftstücke[13]) wörtlich folgen.

Der Herzog von Würtemberg dankt für die Uebersendung der Schrift d. d. Hohenheim d. 1. Oktober 1795 in folgender Weise:

„Mein lieber Obristwachtmeister Schiller!

Ich habe Ihr Schreiben, nebst Ihrer gedruckten Abhandlung über die Baumzucht im Großen nicht nur erhalten, sondern in jedem Betracht sehr gnädig aufgenommen, und Ich bin überzeugt, daß Sie die Muße, welche Ihnen Ihr eigentlicher Beruf in Ihrer besonderen Lage gestattete, zum Besten des Landes und zu Ihrer eigenen Satisfaktion nicht ersprießlicher hätten anwenden können. Indem ich also Ihrem Talent und Ihrer nützlichen Thätig-

keit volle Gerechtigkeit wiederfahren lasse, bin ich, Mein lieber Obristwachtmeister, Ihr wohlaffektionirter

Friedrich Eugen."

Von dem Herzoge von Meiningen lief folgendes Schreiben d. d. Meiningen d. 15. Februar 1796 ein:

„Werther Herr Obristwachtmeister!

Ich danke Ihnen auf das verbindlichste für das mir überschickte Buch über die Baumzucht im Großen, und finde mich nicht wenig geehrt durch das schmeichelhafte Zutrauen, welches Sie auf meinen guten Willen, womit ich so gerne zum Wohlstande meines Landes und seiner Bewohner recht viel beitragen möchte, zu setzen scheinen. Ich glaube Ihren Wünschen gemäß gehandelt zu haben, da ich das erwähnte Buch der zum Besten der hiesigen Landes-Oeconomie niedergesetzten Commission mit der Anweisung übergeben habe, die darin aufgestellten Grundsätze nach Masgabe der Umstände auf mein Land anzuwenden und zu benützen. Geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen meine Erkenntlichkeit zu bezeugen, und seyen Sie stets der vorzüglichsten Achtung und Ergebenheit versichert, womit ich verharre

Ihr ergebener

Georg H. z. S."

IX.

Widerstreitende Gefühle wechseln in unserer Brust an dem Schmerzenslager leidender Mitmenschen. Wohl durchschneidet der Anblick des Elends unser Herz, wohl beugt es unseren Stolz, wenn wir Zeugen sind, wie physischer Schmerz auch die mächtigste Willenskraft zwingt, der Schwäche der menschlichen Natur ihren Tribut zu zahlen; aber die Läuterung durch Leiden auf der einen Seite, die schönen und menschenwürdigen Regungen des Erbarmens und Mitgefühls, die opferwillige Unterordnung unter das Gebot werkthätiger Liebe und das selbstlose Aufgehen in der hohen Aufgabe helfenden und tröstenden Samariterthums auf der anderen — sie verbreiten über der dumpfigen, drückenden Luft der Krankenstube einen reinen Aether.

Als zu Anfang des Jahres 1796 die alten rheumatischen Leiden stärker als je sich einstellten, die heftigsten Gliederschmerzen ihn auf das Krankenlager streckten,

Krämpfe ihn schüttelten und eine jähe Verminderung seiner Kräfte eintrat, da ahnte es dem alten Soldaten, unserm Freunde, daß es in die letzte und schwerste Campagne gehe. Ein übermächtiger, tückischer Feind kämpfte mit zäher Beharrlichkeit gegen eine fast übermenschliche Ausdauer. Aus einer Stätte der Zufriedenheit war bald ein Ort des Jammers geworden; oft drohte die leibliche und die geistige Kraft des armen Kranken und seiner Pflegerinnen zugleich zu erlahmen und zu erliegen. Gewohnt, in rastloser Arbeit die wichtigste Bedingung seiner inneren Befriedigung, ja seiner Existenz zu finden, sah sich jener mehr und mehr zu quälender Unthätigkeit verdammt; einst die starke Stütze der Seinigen und von jeher bestrebt, den größeren Theil ihrer Sorgen auf sich zu nehmen, lag er nun hilflos da, mit dem marternden Gefühle, seinem schwächlichen Weibe und seinen Töchtern Anstrengungen aufzuerlegen, wie sie auf die Dauer nicht zu ertragen waren. Wie alle lebhaften und energischen Naturen, wenn langwieriges Siechthum sie befällt, konnte er sich nicht der Empfindung entschlagen, sich und Anderen zur Last zu sein, und er wurde dies um so mehr je mehr er sich solchen Gedanken überließ. Durch Unmuth und üble Launen verbitterte er seinen Pflegerinnen ihr schweres Amt; er fühlte es selbst, wie hart er ihre Geduld prüfte, es schmerzte ihn tief, ihre Treue und Aufopferung so schlecht zu vergelten, und doch fand er nicht immer die Kraft, die Ausbrüche seiner Ungeduld durch Selbstbe-

herrschung zu zügeln. Da zeigte es sich, wie tief das Gesetz der Gattenpflicht in die Seele der Mutter, wie unauslöschlich das Gebot kindlicher Liebe und Dankbarkeit in die Herzen der Töchter eingegraben war. Die treue Gattin gönnte sich weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe; denn der Zustand ihres Mannes bedurfte beständiger Aufsicht und Wartung, und wenn auch Louise und Nanette abwechselnd mit ihrer Mutter am Lager des Kranken wachten, so verging doch selten eine Nacht, ohne daß sein durch unerträgliche Schmerzen ausgepreßtes Wehgeschrei die zitternden Frauen um sein Bett versammelte.

Das Unglück wuchs, als eine tödtliche Krankheit die jüngste Tochter ergriff. Schon kurz nach der Abreise Schillers im Jahre 1794 war auf der Solitüde ein großes Lazareth errichtet, in welchem ein beträchtlicher Theil der Opfer des damals in Süddeutschland wüthenden Krieges zwischen den Kaiserlichen und den Franzosen, Kranke und Verwundete, untergebracht wurden; der Bestand stieg von 500 auf 1200. Lange hatte der verderbliche Hauch der Krankensäle die Schiller'sche Familie verschont; jetzt drohte er ihr den Liebling des Hauses zu entreißen. Am 7. März erkrankte Nanette am Schleimfieber, und schon acht Tage später hatte der bekümmerte Vater ihrem Bruder die traurige Mittheilung zu machen, daß es mit ihrem Leben auf der Wage stehe. „Ach, schreibt er, wenn der liebe Gott nur der Nanette wieder aufhilft, die sich in ihrem gegenwärtigen Alter so gut gefaßt hat,

ein so vortreffliches Herz und mehr Kopf hat, als wir je von ihr erwartet haben, kurz, die uns ebensoviel Freude wie unsere anderen lieben Kinder versprochen hat." Was menschenmöglich war, das liebliche Mädchen, die Lust und Wonne der Familie, durch ärztliche Hilfe und treue Pflege zu retten, wurde angewandt. Die gute Mutter ging unermüdlich von dem einen Krankenbette zum andern, reichte dem Gatten und der Tochter selbst die Arznei und suchte sie mit tröstendem Zuspruch aufzurichten. Ersterer konnte Gott nicht genug dafür danken, daß er ihr bisher Stärke und Muth gegeben, und er empfand es in dieser Zeit der Trübsal als den größten Trost für sich und sein Kind, eine so theilnehmende Gattin und Mutter zu haben; daß Gott sie dafür mit Gesundheit und langem glückseligem Leben belohne, war sein inniger Wunsch. Aber weder die aufopferndste Pflege noch die Kunst der Aerzte vermochte dem Tode seine holde Beute abzuringen. Der Brief, in welchem der arme Vater seinem Sohne meldet, daß Nanette nicht mehr sei, ist mit seinem Herzblute geschrieben. „Gott hat sie zu sich genommen — heißt es da — und ihr Loos kann nicht anders als glücklich sein, denn ihr Leben ist reine Unschuld gewesen. Wir haben viel, viel an ihr verloren; Gott stehe uns bei und erhalte ins Besondere die liebe Mutter, die sich zu meiner großen Beruhigung in den Willen Gottes ergiebt. Er setze unseren lieben übrigen Kindern die Jahre zu, welche Nanette hätte erreichen können. — O ihr liebsten Kinder!

wir sind eben sehr betrübt. Ich, der ich nicht aus dem Bette kann, konnte sie nimmer sehen, sie nicht trösten, ihr nicht beistehen. Ich kann nicht mehr".

Auch der traurige Trost, der mitfühlenden Brust seines Sohnes anzuvertrauen, was ihm das Herz belastete, sollte ihm genommen werden. Wir besitzen aus dem Leidensjahre sechs Briefe des Vaters an seinen Sohn, alle mit großer Beschwerde im Bette geschrieben. Noch einmal, ehe ihm die zunehmende Lähmung den brieflichen Verkehr untersagte, berichtet er kurz nach Nanettens Tode von den Zuständen im Elternhause. Die große und warme Theilnahme, welche bei dem Begräbniß zu Tage getreten war, hatte zwar Balsam in die brennende Wunde der Hinterbliebenen gegossen, aber trübe und schier trostlos lag die Zukunft vor ihren Blicken. Noch war nicht abzusehen, wann Gott den Vater von seinen Leiden erlösen würde; die Mutter drohte unter der Wucht der Sorgen und Mühen zu erliegen; Louise kränkelte. Wenn auch sie sich legen mußten, war kein vertrauter und zuverlässiger Mensch mehr zur Pflege und Wartung da; denn auch die besten Freunde mieden seit Nanettens Erkrankung aus Furcht, von der bösartigen Seuche angesteckt zu werden, das sonst so gern besuchte Haus. Nur ein Einziger, der redliche Vicar Frankh, hatte in allen Nöthen getreulich ausgehalten. Die Hoffnungen, welche sich an ihn knüpften, machten dem Dulder, der bei allen seinen Leiden mehr an die Zukunft seiner Familie, als an sich

selbst dachte, das Herz etwas leichter. Seit vier Jahren mit Louisen bekannt, hegte Frankh den Wunsch, das bescheidene, mit allen häuslichen Tugenden geschmückte Mädchen, sobald es seine Umstände erlaubten, als Gattin heimzuführen, und er hatte den Eltern aus seiner Neigung keinen Hehl gemacht. „Sie taugen beide vortrefflich zusammen — äußert der Vater bei der Mittheilung dieser Aussicht — und ich kann Gott nicht genug danken, daß er mir den Trost giebt, die Louise versorgt zu wissen. Denn wenn er mich selbst abrufen sollte, so hat doch die liebe Mutter bei ihnen ihre lebenslängliche Zuflucht, wird auch nicht eingeschränkt sein dürfen, denn ich werde nach meiner Pflicht disponiren, daß sie für sich zu leben behält".

Aber wenige Tage darauf lag Louise schwer darnieder; und nun begann auch die mühsam behauptete Fassung und Widerstandsfähigkeit der Mutter zu wanken und zu sinken. Sie hatte ertragen, was sich ertragen ließ; seit zwölf Wochen war kein Feuer und Licht im Hause gelöscht. Ihre körperlichen Kräfte waren erschöpft, ihr Muth wich dumpfer Verzweiflung. Die alles überwindende Liebe würde vielleicht auch diese äußerste Prüfung überstanden haben; aber nicht diese war es, was sie bisher aufrecht erhalten hatte, sondern das starre Gebot der Pflicht. Knüpfte sie doch ein trotz seiner Unauflöslichkeit nur äußerliches Band an ihren Gatten, dessen eigenthümlichem Wesen sie nie ein liebevolles Verständniß entgegen

zu bringen vermocht hatte; und so vollzog sich jetzt, wo ihre völlige Abspannung sie gegen seine durch die Krankheit gesteigerte Heftigkeit um so empfindlicher machte, eine innere Entfremdung, welche ihr auch für die vielen guten und edeln Seiten seines Charakters das Auge verschloß. Während ihre Hand nach wie vor Samariterdienste am Krankenbette that, war ihr Herz fern bei den Lieben in Jena; dem Sohne klagte sie, was ihre Seele bewegte, ihm gegenüber ergoß sie sich in ungerechten Vorwürfen gegen den, welchem sie die Schuld aller dieser Noth beimaß. Was er aus peinlicher Berufstreue, aus strenger Gewissenhaftigkeit, aus liebender Fürsorge für seine Familie gethan hatte, gab ihr jetzt Anlaß, ihn eigensüchtiger Gleichgiltigkeit und mangelnder Zärtlichkeit gegen die Seinen zu zeihen, und wenn die heftigsten Schmerzen, die oft halbe Tage und Nächte anhielten und durch ihre markerschütternden Aeußerungen die Umgebung mit Schreck und Entsetzen erfüllten, regelmäßig mit Stunden der Erleichterung abwechselten, welche dem Kranken nicht nur Eßlust und gesunden Schlaf brachten, sondern ihm auch die Freude am Leben zurückgaben und ihm gestatteten, an sein Amt zu denken, so fand sie den Grund zu diesem jähen Wechsel in der Stimmung und in dem Verhalten ihres Mannes weit mehr in seiner Launenhaftigkeit, als in der Natur der Krankheit, in welcher er doch allein lag.

„O mein lieber Sohn, unser Jammer ist nicht auszusprechen, wir gehen alle zu Grunde!“ Das war der

wiederkehrende Refrain des Briefes, in welchem sie ihr Leid in das Herz ihres Kindes ausschüttete. Wo blieb Friedrich? Wo Christophine? Längst weilten sie im Geist mit innigster Theilnahme unter den Ihrigen, und schwer lag auf ihrer Seele der Kummer, daß sie außer Stande waren, persönlich die Beschwerden und Leiden derselben zu theilen und zu erleichtern. Kaum hatte Schiller von der Erkrankung seines Vaters vernommen, als er ihn seines herzlichen Antheils versicherte, die Deckung der Kosten für die Krankheit, obwohl er damals noch nicht über eigene Geldsorgen hinweg war, für sich in Anspruch nahm, durch Uebersendung einer Anweisung auf seinen Verleger Cotta den ersten Schritt that, um sein Anerbieten zu verwirklichen, und den Vater inständig bat, ja nichts zu unterlassen, was zur Wiederherstellung seiner Gesundheit dienen könne. Je höher das Elend im Elternhause stieg, desto sehnlicher wünschte er, nach Schwaben zu reisen und seine kindliche Liebe durch persönliche Dienste darzuthun; aber sein eigener Gesundheitszustand legte ihm unüberwindliche Hindernisse in den Weg. „Gott, warum bin ich jetzt nicht gesund — äußerte er gegen Christophine — nur so gesund, als ich es bei der Reise vor drei Jahren war! Ich hätte mich durch nichts abhalten lassen, hinzueilen! Aber daß ich über ein Jahr fast nicht aus dem Hause gekommen bin, macht mich so schwächlich, daß ich entweder die Reise nicht aushalten oder doch selbst krank bei den guten Eltern hinfallen würde.“ Er bat

daher seine älteste Schwester, für ihn einzutreten. Das edle, opferwillige Weib hatte bisher nur aus Rücksicht auf die Pflicht gegen ihren Gatten, der bei seiner fortwährenden Kränklichkeit ihre Pflege beanspruchte, den Trieb ihres Herzens zurückgedrängt; als aber der über Alles geliebte Bruder, als die Eltern selbst ihre Anwesenheit in der Heimath wünschten, da glaubte sie keinen Augenblick länger zaudern zu dürfen, zu den Ihrigen zu eilen, und der rechtschaffene Reinwald dachte billig genug, sein Weib ziehen zu lassen.

Wie ein Engel vom Himmel traf sie am 10. Mai auf der Solitüde ein. Sie zeigte sich ihrer schwierigen Aufgabe völlig gewachsen. Mit ihrem klaren Blicke überschaute sie in wenigen Stunden die ganze trostlose Lage, und ihr heller Verstand gab ihr die geeignetsten Mittel zur Erleichterung derselben an die Hand. Der Bitte ihres Bruders, ihm so fleißig als möglich Nachricht von den Umständen im Elternhause zu geben, entsprach sie gern und gewissenhaft, und ihre Briefe an ihn bilden die lauterste Quelle für die Kunde von der letzten Lebens- und Leidenszeit des Vaters.

Die Natur seiner Krankheit blieb anfangs die alte: derselbe jähe Uebergang von unerträglichen, aller Linderungsmittel spottenden Schmerzen zu schmerzensfreien Zuständen, in denen er mit klarem, ja heiterem Geiste an Allem lebhaften Antheil nahm, Bestellungen in seinem Amte machte und so munter und gesprächig sein konnte, daß

es eine rechte Freude war, sich mit ihm zu unterhalten. Trotz seiner Entkräftung hatte er bisher seinen Beruf vom Bette aus versehen und erst jetzt sich entschlossen, den Herzog um einen Gehilfen zu bitten. Daß es mit ihm aber nicht mehr lange währen könne, verhehlte er weder sich noch den Andern. Solche Aeußerungen gingen wie ein Schwert durch Christophinens Seele, „denn, sagt sie, wir verlieren unendlich viel an ihm, von allen Seiten." Die Sorge für die Zukunft seiner Angehörigen beschäftigte ihn unaufhörlich. In einem seiner ältesten Tochte dictirten Schreiben an den Herzog bat er für den Todesfall um eine Pension für seine Wittwe. „Gott wird Euch nicht verlassen, äußerte er oft gegen seine Gattin, und Du wirst den Segen Deiner Liebe und Treue gewiß von Gott haben." Durch seine auch öfters im größten Leiden bewährte Ergebung in den Willen dessen, der ihn so schwer heimsuchte, und durch sein Vertrauen auf die gnädige Führung des Allbarmherzigen war er seiner Umgebung das Beispiel eines wahren Christen und stärkte ihre Herzen mit einer frohen Aussicht für ihn in jener Welt. So brachten sie manche feierliche Stunde bei ihm zu, deren Andenken sich ihnen unverlöschlich in die Seele prägte. Alle Noth ward vergessen, wenn ein Brief, von Geschenken begleitet, aus Jena eintraf; da war für Alle ein Freudentag, und Thränen des Dankes strömten aus den Augen des gerührten Vaters, wenn er die Worte der Liebe und des Trostes vernahm.

Doch spärlich nur durchstrahlten solche Stunden der Erhebung die Nacht der Trübsal, die schwer über diesem Hause lag. Auch das öffentliche Unglück ging nicht an seiner Thür vorüber. Die zuchtlosen Schaaren der Franzosen wälzten sich näher und näher. Schon hatte die Furcht vor einem Ueberfall die meisten Bewohner der Solitüde verjagt. Um sich an dem einsamen Orte nicht jeder Mißhandlnng ausgesetzt zu sehen, wollte die Familie in das nahe Leonberger Schloß flüchten, wo bereits ihre werthvollste Habe untergebracht war. Aber als alle Einrichtungen getroffen waren und schon ein Wagen für den Vater vor dem Hause stand, zeigte es sich, daß der Kranke nicht transportfähig war. Er erklärte, daß unfehlbar sein Tod erfolgen müsse, wenn darauf gedrungen werde, ihn fortzubringen. Es blieb also nichts übrig, als das nahende Unheil abzuwarten, welches denn auch bald genug hereinbrach. Eine Streifpartie von 50 Mann überfiel raubend und plündernd die Solitüde. „Sie stießen — berichtet Christophine ihrem Bruder — mit Ungestüm ihre geladenen Gewehre an unsere Thür und drohten sie einzuwerfen, wenn nicht aufgemacht würde. Es waren zwar etliche Männer bei uns im Haus zu einigem Beistand, aber das half uns wenig. Sie hießen sie gleich fortgehen und drohten mit ihren Flinten; Du kannst Dir die Angst von uns drei Weibern vorstellen! Zuerst forderten sie Wein und Brod, welches wir schon auf den Nothfall bereit hatten und ihnen gaben; dann

wollten sie Hemden, Strümpfe, Schnupftücher u. dgl. Wir gaben ihnen auch, so viel wir just da hatten, und die erste Partie, deren 5 waren, ging weiter. Aber gleich kamen wieder andere mit eben dem Ungestüm und verlangten mit größter Gewalt, indem mir einer das geladene Gewehr auf die Brust setzte, ich sollte ihm ein Hemd geben. Es war wirklich keins mehr im Haus, als das der Papa auf dem Leib hatte; also sagte ich, daß wir keins mehr hätten; sie sollten selbst sehen, indem ich in der Angst ihnen die Commode aufschloß; sie wühlten die Sachen durcheinander und sahen selbst, daß keins da war. Also suchten sie andere Sachen, nahmen dem Papa seine Hose mit silbernen Schnallen, seine Dose und Schnupftuch und Geld vor seinen Augen ohne Schonung für seine Krankheit und sein Alter; dann rissen sie der Louise mit größter Frechheit ihre zwei Halstücher vom Hals herunter, störten alles aus, wo sie etwas fanden, das ihnen anständig war, und nahmen es. Drei silberne Löffel, die noch in der Tischlade lagen, nebst etlichen Tüchern sind auch fort. Doch ist dieser Verlust im Ganzen nicht so groß, als die Angst und der Schrecken, den wir hatten. Ich und die Louise konnten die alten Eltern natürlich nicht verlassen, und doch hörte man aller Orten von den größten Frechheiten, die sie sich bei unserm Geschlecht erlaubten, also war unsere Angst grenzenlos."

Am folgenden Tage ruhte die besorgte Mutter, da man noch mehrere von demselben Streifcorps erwartete, nicht

eher, als bis ihre Töchter ein sicheres Versteck im Walde aufgesucht hatten; sie selbst blieb mit einigen Männern bei ihrem kranken Gatten. Die befürchtete abermalige Plünderung unterblieb zwar, aber es fanden beständige Attaquen zwischen den Kaiserlichen und den Franzosen in unmittelbarer Nähe der Geängsteten statt, so daß die Kugeln um das Dach sausten.

Kein Wunder, daß es bei solchen Erlebnissen mit dem Kranken immer schlimmer wurde. In demselben Maße, wie seine Widerstandskraft unter den monatelangen Angriffen seines schmerzlichen Leidens abnahm, wuchs seine Ungeduld. Mit tiefer Betrübniß sah Christophine, wie wunderlich und weichlich der einst so feste und willensstarke Mann wurde. Oft ließ er die Familie zusammenberufen, damit sie seinem letzten Stündlein beiwohne, und eine Stunde darauf war er wieder mitten im Leben und mit Entwürfen für die Zukunft beschäftigt. Seine übeln Launen mutheten seinen Pflegerinnen die äußerste Geduld zu, und doch überwog bei ihnen immer wieder das Mitleid mit seinen unsäglichen Leiden. „Gott lenke — seufzt Christophine, indem sie von diesen Zuständen berichtet — sein Herz, das sonst immer gut war, und bringe ihn in eine solche Verfassung, die seinen Umständen angemessen ist."

Es folgte große Schwäche; lag er in einem immerwährenden Schlummer, ohne Antheil an dem, was um ihn vorging. Als er wieder zum Bewußtsein kam, war

seine Seele gefaßt und zum Abschiede vorbereitet; seine Angehörigen saßen um sein Bett und beteten mit ihm, daß ihm der letzte, schwerste Kampf erleichtert werden möchte.

Und doch raffte sich noch einmal seine ausdauernde Natur empor. Die alten schroffen Uebergänge von Todesbereitschaft zu Lebensdrang, von Sterbegestöhn zu munterem Gesprächston. Da traf wieder ein „herrlicher" Brief seines Sohnes ein, welcher Fassung und Geduld empfahl: der Greis erntete jetzt, wo er einst gesäet hatte. Als ihm Christophine den Brief vorlas, weinte er wie ein Kind, dankte Gott mit Inbrunst, daß er ihm einen solchen Sohn gegeben, und nahm sich vor, seiner würdig zu werden und seine Seele bloß mit dem einzigen wichtigen Gegenstande des künftigen Lebens zu beschäftigen. Er erkannte mit bewegten Worten die aufopfernde Pflege an, die ihm zu Theil ward, und pries Gott für die Erquickung, mit der er ihn durch die Hilfe und Theilnahme der Seinen vor so vielen seiner leidenden Mitmenschen begnadige. Den trostreichen Brief mußte ihm seine älteste Tochter wiederholt vorlesen, und Segen floß aus seinem Herzen auf das Haupt des Sohnes.

In solcher Verfassung der Seele ward er am 8. September durch einen sanften, seligen Tod in ein besseres Dasein entrückt. Seine letzten Worte waren, wie immer, wenn er das Ende seiner Leiden vor Augen zu sehen meinte: „O Vater, ich bleibe fest an Dir."

Seine letzte Ruhestätte fand er, wie es sein Wunsch gewesen war, auf dem Friedhofe des nahen Dörfchens Gerlingen an der Seite seiner guten Nanette. Obwohl er befohlen hatte, bei seiner Beerdigung „keine Weitläufigkeiten zu machen", gestaltete doch die allgemeine Hochachtung, in welcher er bei Hoch und Niedrig gestanden hatte, die Feier zu einer würdigen und ehrenvollen.

Die ganze Größe ihres Verlustes kam jetzt erst, da der Tod die mangelhaften Flecken der Menschheit verzehrt hatte, der Familie zum Bewußtsein. Die Wittwe fühlte den Heimgang ihres Gatten, an dessen Seite sie vierzig Jahre durchlebt, so lange sie auch auf das traurige Ereigniß vorbereitet gewesen war, als einen schrecklichen Schlag, den sie ohne das Vertrauen auf Gottes Fügung und seine Barmherzigkeit nicht zu ertragen fähig wäre. Keiner der früheren Vorwürfe kam mehr über ihre Lippen. Der Gedanke an seine langen, unbeschreiblichen Schmerzen verdrängte in ihr die Erinnerung an die ihr bereitete Sorge und Drangsal. Sie pries den Verewigten um der Standhaftigkeit willen, mit der er trotz seiner Leiden an Gott und seinem Erlöser hangen geblieben sei, und war des gewissen Glaubens, daß der ewige Vergelter ihm seine Frömmigkeit in jenem Leben mit tausend Gnaden und Seligkeit lohnen werde. Hatte sie es zuvor als einen Mangel an Rücksicht auf die Seinigen empfunden, daß er die Interessen seines Herrn denen seiner Familie vorgezogen und für sein Amt Kraft und Gesundheit ein=

gesetzt hatte, so war sie jetzt voll Anerkennung für seine große Treue und Redlichkeit. Darin, daß der Hergog ihr weder die Gewährung einer Pension noch sonst eins ihrer Gesuche abschlug, sah sie einen Segen, der von ihres seligen Mannes Gewissenhaftigkeit noch immer auf sie falle, und so gering auch bei der Scheu des Entschlafenen vor ungerechtem Erwerbe das hinterlassene Vermögen war und sein mußte (er hatte trotz musterhafter Sparsamkeit nur 2300 fl. für seine Familie zurücklegen können), so erfüllte es sie doch mit Genugthuung, wenn Niemand glauben wollte, daß er nicht mehr zusammengebracht habe. Daß nun der Treffliche auf der Solitüde allenthalben fehlte, daß die Anlagen sichtlich zurückkamen, daß der Nachfolger im Amte die Geschäfte nicht bewältigen konnte, war ihr das schönste Zeugniß von der seltenen Tüchtigkeit des Abgeschiedenen. Seine guten Lehren begleiteten sie durch den Rest ihrer Tage, und das Ziel ihrer Sehnsucht war, neben ihm, in welchem ihr der starke Halt und Hort des Hauses entrissen war, bei ihrer unvergeßlichen Nanette unter dem kühlen Rasen gebettet zu werden.

Christophine sah dem theuern Todten mit der festen Ueberzeugung nach, daß sie und die Ihrigen diesen Verlust immer mehr fühlen und daß sie nie aufhören würden, von dem Seligen zu reden und seine guten Eigenschaften einander zum Muster vorzuhalten. Heilig hat sie, die alle ihre Lieben überlebte, noch funfzig lange Jahre das

Andenken des Guten bewahrt. Und wie sie dachte und fühlte auch ihre jüngere Schwester.

Und der Sohn? Der Brief, den er nach der Trauerkunde den Seinigen sandte, spricht es aus, was in seinem Herzen vorging und wie schön er den hohen Werth seines verewigten Vaters durch Anerkennung der ihm eigenthümlichsten Tugenden zu würdigen verstand. „Liebste Mutter — so schreibt er — herzlich betrübt ergreife ich die Feder, mit Ihnen und den lieben Schwestern den schweren Verlust zu beweinen, den wir zusammen erlitten haben. Zwar gehofft habe ich schon eine Zeitlang Nichts mehr, aber wenn das Unvermeidliche eingetreten ist, so ist es immer ein erschütternder Schlag. Daran zu denken, daß Etwas, das uns so theuer war, und woran wir mit den Empfindungen der rühen Kindheit gehangen und auch im späteren Alter mit Liebe geheftet waren, daß so Etwas aus der Welt ist, daß wir mit allem unseren Bestreben es nicht mehr zurückbringen können, daran zu denken ist immer etwas Schreckliches. Und wenn man erst, wie Sie, theuerste liebste Mutter, Freude und Schmerz mit dem vorlorenen Freund und Gatten so lange, so viele Jahre getheilt hat, so ist die Trennung um so schmerzlicher. Auch wenn ich nicht einmal daran denke, was der gute verewigte Vater mir und uns Allen gewesen ist, so kann ich mir nicht ohne wehmüthige Rührung den Beschluß eines so bedeutenden und thatenvollen Lebens denken, das daß ihm Gott so lange und mit solcher Gesundheit fristete

und das er so redlich und ehrenvoll verwaltete. Ja wahrlich, es ist nichts Geringes, auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten, und so wie er noch im dreiundsiebzigsten Jahre mit einem so kindlichen reinen Sinn von der Welt zu scheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete, so unschuldig von meinem Leben scheiden als Er von dem seinigen! Das Leben ist eine so schwere Prüfung und die Vortheile, die mir die Vorsehung in mancher Vergleichung mit ihm gegönnt haben mag, sind mit so vielen Gefahren für das Herz und für den wahren Frieden verknüpft. Ich will Sie und die lieben Schwestern nicht trösten, Ihr fühlt Alle mit mir, wie viel wir verloren haben, aber Ihr fühlt auch, daß der Tod allein dieses lange Leiden endigen konnte. Unserm theuren Vater ist wohl, und wir Alle müssen und werden ihm folgen. Nie wird sein Bild aus unserem Herzen erlöschen, und der Schmerz um ihn soll uns nur noch enger unter einander vereinigen."

Und so geschah es. Er selbst betrachtete es als eine heilige Pflicht, seiner Familie die entrissene Stütze zu ersetzen. Um Mutter und Schwestern aufzurichten, entschlug er sich mit Gewalt des Nachdenkens über den schmerzlichen Verlust, nachdem er dem Verewigten den Zoll heißer Kindesthränen gebracht, und mit ihm seine treue Lotte, deren tiefer Antheil sie ihm noch lieber machte. Den Seinigen noch etwas sein zu können, sah er als eine be-

sondere Gnade Gottes an; wie bereit er dazu sei, das, meinte er, bedürfe weder für sie noch von ihm der Versicherung. „Wir kennen einander Alle auf diesen Punkt und sind des lieben Vaters nicht unwürdige Kinder" — mit diesen schlichten und doch so beredten Worten bezeugt er zugleich, wie tief der wackere Vater seine Angabe auffaßte, wenn er, ein Pflanzer und Pfleger echten Familiensinnes, auf dem doch zuletzt die Wohlfahrt der Völker beruht, die Seinigen durch Wort und Beispiel dazu führte, Liebe und Mitgefühl zunächst im engsten Kreise zu üben, sich unter einander eins zu fühlen und gegenseitig das Wohl und Wehe des Anderen warm am Herzen zu tragen.

X.

Das Leben der meisten Menschen gleicht einer Fahrt auf steuerlosem Kahne, der Wind und Wellen zum Spiele dient, bis ihn der Abgrund verschlingt: ein öder, freudloser Anblick für den Beobachter. Wo aber ein starker Wille das Steuer lenkt und das Fahrzeug durch Stürme und über Klippen sicher dem selbstgewählten Ziele entgegentreibt, da verlohnt es, dem wackern Schiffer zu folgen, und gern wendet man den Blick auf eine solche Fahrt zurück, wenn der Nachen im bergenden Hafen ewige Ruhe gefunden hat.

Wir haben Schillers Vater auf einem langen, schicksalsvollen Lebenswege begleitet; gönnen wir uns, ehe wir von ihm scheiden, einen überschauenden Rückblick.

Mit tüchtigen, ja außergewöhnlichen Anlagen ausgestattet und von regem Wissensdrange erfüllt, wird er in früher Jugend durch ein herbes Geschick aller Mittel beraubt, die in ihm schlummernden Geisteskräfte zu ge-

deihlicher Entwickelung zu bringen. Das Leben muß ihm die Schule ersetzen. Begierig ergreift er die erste Gelegenheit, Welt und Menschen kennen zu lernen; mit offenem Auge hält er Umschau und speichert Erfahrung auf Erfahrung; mit klarem Verstande ordnet er, ausscheidend und verbindend, seine geistigen Schätze. Was er auf dem Wege der Erfahrung erworben hat, sucht er wissenschaftlich zu erfassen und zu durchdringen; ein philosophischer Zug führt ihn von den einzelnen Beobachtungen zu allgemeinen Gesetzen, von der rohen Empirie zur Erforschung der Gründe; zu der Praxis gesellt er die Theorie, um das Gewonnene zum eigensten Besitze zu machen. So ausgerüstet tritt er nach vielen Umwegen, die aber niemals Irrwege sind, in die Laufbahn, in der ihm bestimmt war nach dem Maße seiner Gaben das Höchste zu leisten. Durch Einsicht und Ausdauer wird er der Schöpfer der großartigsten Anlagen und eine Auctorität ersten Ranges in seinem Fache. Um seine reichen Kenntnisse und Erfahrungen in weitere Kreise zu tragen, greift er zur Feder, und der ungelehrte Mann wird zum geachteten Schriftsteller.

Alles, was er wurde, aus sich selbst zu machen befähigte ihn die ungemeine Kraft seines Willens, die von Jugend auf in dem Kampfe mit widrigen Verhältnissen geübt und gestählt ward. Sein lebhaftes Temperament würde ihn vielleicht zu fruchtloser Vielgeschäftigkeit verleitet haben, die in ewigem Naschen und Nippen Zeit und

Kräfte vergeudet, wenn nicht ein starker Wille dem ruhelosen Drange die Beständigkeit zugesellt und ihm feste Ziele gesteckt hätte. So schritt er beharrlich und unbeirrt seinen Weg, unablässig bestrebt, dem Schicksal abzuringen, was es ihm neidisch verweigerte, und sich durch eigene Kraft einen Wirkungskreis zu eröffnen, in welchem sich die ihm verliehenen Gaben frei und segensreich bethätigen könnten. Den Werth der Zeit konnte Niemand höher schätzen, als er; sie in Trägheit oder nichtigen Beschäftigungen zu verschwenden würde er sich nie verziehen haben. Die Arbeit liebte er um ihrer selbst willen, und ein nimmer rastender Fleiß war ihm innerstes Bedürfniß. Nichts konnte ihn daher ungeduldiger machen, als wenn ihn Krankheit zu anhaltender Unthätigkeit verdammte. Aller Halbheit abhold, betrieb er, was er auch unternahm, mit ganzer Seele und mit aller Energie, deren er fähig war, und ruhte nicht eher, als bis er es durchgeführt hatte. Nur selten geschah es, daß er von einem ernstlich verfolgten Plane abstehen mußte; denn obwohl sich sein lebhafter Geist stets mit Entwürfen trug, so bewahrte ihn doch seine Besonnenheit und sein praktischer Sinn davor, in phantastischer Projektenmacherei eiteln Hirngespinnsten nachzuhangen. Das höchste Ziel seines edeln Ehrgeizes war, an dem ihm angewiesenen Platze zu leisten, was in seinen Kräften stünde. An äußerer Auszeichnung fand er zwar Gefallen, aber er war zu bescheiden und zu wenig eitel, um ihr nachzujagen. Er konnte ihrer, wenn ihre

Verweigerung nicht etwa mit kränkender Zurücksetzung verbunden war, um so leichter entbehren, als er bei aller Demuth die Selbstachtung besaß, die dem Manne so wohl steht. Dabei war Niemand weiter, als er, entfernt von Dünkel und Anmaßung; was er nicht besaß, wollte er auch nicht zu besitzen scheinen.

Die Nothwendigkeit, von Jugend an auf eigenen Füßen zu stehen und auf fremde Hilfe zu verzichten, konnte nicht anders als günstig auf die Selbständigkeit seines Charakters wirken. Die Umstände legten ihm die härtesten Entbehrungen auf: er machte aus der Noth eine Tugend, lernte sich mit dem Unentbehrlichsten begnügen und sich bei der größten Einfachheit seiner Bedürfnisse wohl und glücklich fühlen. Das Bewußtsein, nächst Gott Alles sich selbst zu verdanken und in Niemandes Schuld zu stehen, entschädigte ihn für das, was das Glück ihm versagte. Auf seine Unabhängigkeit legte er einen viel zu großen Werth, um sie ohne Noth durch eingegangene Verpflichtungen gegen Andere zu beeinträchtigen oder zu gefährden; am wenigsten hätte er sich entschließen können, auf Kosten Fremder sich Genüsse zu verschaffen, die leicht zu entbehren waren. Daher die Strenge, mit welcher er der Schuldenmacherei seines Sohnes entgegentrat, den er mit Schmerz und Unwillen unter dem unwürdigen Joche leichtsinnig heraufbeschworener Geldverlegenheiten seufzen sah. Nicht einmal von denen die ihm am nächsten standen, mochte er sich, außer im

äußersten Nothfalle, Opfer gefallen lassen. Dieselbe Scheu, sich in drückende Verbindlichkeiten zu setzen, ließ ihn seine Ausgaben streng nach seinen Einnahmen regeln und machte ihn zu einem musterhaften Haushalter; sie wurde ihm auch zu einer Quelle weiser Sparsamkeit, welche, gleich weit von Knauserei und Verschwendung entfernt, jede überflüssige Ausgabe vermeidet, um jede nothwendige leisten zu können. Die strengste Ordnung herrschte, wie in seiner Wirthschaft, so in seiner ganzen Lebensführung. Ordnung kann aber in der bürgerlichen Gemeinschaft nicht ohne Unterordnung bestehen; darum hielt er in der Familie wie im Amte nachdrücklich auf Wahrung seiner Auctorität. Doch war es nicht schwer, sich ihm zu fügen, denn er war kein Despot und nicht Laune, sondern Vernunft sprach aus seinen Anordnungen. Seine Untergebenen und noch weit mehr seine Angehörigen fanden an dem festen, beständigen Manne eine Stütze. Er war — und auch hierin konnte sich sein Sohn ein Muster an ihm nehmen — ein Mann von Wort; denn er war zu besonnen, um zu versprechen, was er nicht leisten konnte, und zu rechtschaffen, um verheißen, was er nicht leisten wollte.

Die Kehrseite seiner energischen Natur war seine Hitze und Leidenschaftlichkeit, welche trotz seiner sonstigen Herrschaft über sich selbst zu Zeiten hervorbrach, besonders wenn die Umstände oder der Eigenwille Anderer seinem Willen in den Weg traten; jedoch wurde diese Schwäche dadurch verzeihlicher, daß sie im Dienste seiner besseren Eigenschaften stand.

Die Tiefe und Stärke seines Glaubenslebens offenbart sich am schönsten in seinen Gebeten. Das Gebet war ihm, was es sein soll, ein inniger Verkehr mit Gott, und so ward es ihm eine Quelle der Kraft zum Guten. Seine Frömmigkeit war keine finstere, knechtische. Er fühlte sich zu Gott in dem Verhältniß des Kindes, welches den Höchsten „Abba, lieber Vater" nennt. Sein Gott ist der liebevolle Lenker der Welt und unserer Geschicke, der die Haare auf unserem Haupte gezählt hat und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. An der Ueberzeugung einer gütigen Vorsehung, die keines Menschen, vergißt, hielt er auch in den härtesten Prüfungen fest und ward nicht müde, sie seinen Kindern einzuprägen indem er sie lehrte, daß alle Schicksale von einer höheren Hand regiert werden und daß sie nur den Zweck haben, uns zu veredeln. Schicksal und Vorsehung war ihm eins; daher hielt er es für eine schwere Sünde, über das Schicksal zu murren. Sein unerschütterliches Gottvertrauen erhob ihn über die Drangsale der Gegenwart und erfüllte ihn mit freudiger Zuversicht auf die Zukunft.

Aus diesen Gesinnungen floß die strenge Sittlichkeit, welche ihm in Gedanken, Worten und Werken eigen war. Die Reinheit des Herzens, der es verheißen ist Gott zu schauen, bewahrte er sich in allen Versuchungen, den Seinigen zum leuchtenden Vorbilde. Rein wie sein Herz hielt er auch sein Gewissen: eine makellose Rechtschaffen-

heit begleitete ihn in das Grab. Mit den Pflichten gegen sich selbst, seine Familie und sein Amt nahm er es nicht leicht. Aber wenn er auch die höchsten Anforderungen an sich stellte, so verhehlte er sich doch nicht, wie weit selbst der redlichste Wille und die besten Vorsätze hinter der Hoheit des Sittengesetzes nothwendig zurückbleiben müssen, und diese Erkenntniß lehrte ihn Selbstgerechtigkeit fliehen und Hochmuth hassen.

Das Gefühl, unter Gottes Schutze zu stehen und seiner Aufgabe auf Erden nach bestem Wissen und Gewissen zu leben, erfüllte seine Seele mit Ruhe und Heiterkeit und stimmte sie empfänglich für die unschuldigen Freuden des Daseins, die er nirgends lieber aufsuchte, als in der freien, schönen Gottesnatur. Ja, es war für ihn kein Leben, „als im Licht der Sonne, in dem Balsamstrom der Lüfte“. Bewußt oder unbewußt folgte er dem Drange, den engen Mauern zu entfliehen, auf allen Gebieten seiner Thätigkeit. Dieser lenkte schon des Knaben Neigung auf die Landwirthschaft, er trieb den Jüngling hinaus in die weite Welt, er führte den Mann in den militärischen Beruf zurück und ließ ihn endlich auf der schönen Solitüde den erwünschtesten Wirkungskreis finden. Die Beschäftigung im Freien war es auch, die seinem Körper am besten zusagte und ihm die Kraft verlieh, die äußersten Anstrengungen und Beschwerden zu ertragen und seiner schweren Krankheit einen fast unglaublichen Widerstand entgegen zu setzen; ihr verdankte er die ungemeine

Frische, Spannkraft und Rüstigkeit, die ihm selbst im hohen Alter getreu blieben. Den Segen der Gesundheit konnte Niemand besser würdigen, als er, der ihn täglich an sich selber empfand und seinen Sohn Jahre lang siechen und leiden sah; darum that er auch Alles, sich dieses unschätzbare Gut zu erhalten, und nahm jede Gelegenheit wahr, den Seinigen die Sorge für ihr körperliches Wohl dringend anzuempfehlen.

Neben der Natur bildete die Geselligkeit für ihn einen nie versiegenden Born der Erholung und Erquickung. Mit der Umgänglichkeit des Süddeutschen gab er sich den Freuden des Verkehres mit Andern hin; lebhafter Antheil an Dingen und Menschen, der Wunsch, Belehrung und Veredelung zu empfangen, und der Trieb, aus der Fülle seiner Erfahrungen, Erlebnisse und Beobachtungen mitzutheilen, suchten Befriedigung im traulichen Gespräch. Aber so wohl er sich im kleinen, vertrauten Kreise fühlte, so abgeneigt war er dem flachen und schalen Treiben glänzender Assembleen. Auch vergönnte er sich die Genüsse der Geselligkeit nur als Belohnung nach angestrengter Arbeit. In der Wahl seines Umgangs verfuhr er streng und ausschließlich; seine Bekannten und Freunde gehörten nicht nur den gebildetsten Kreisen an, sondern mußten auch gute und edele Menschen sein. Der geselligen Tugenden der Höflichkeit, Gefälligkeit und Dienstfertigkeit befleißigte er sich eben so sehr selbst, wie er sie seinen Kindern einzupflanzen bestrebt war. Seine Gastfreiheit wurde selbst

durch seine Sparsamkeit nicht eingeschränkt. Freunde wie Fremde waren ihm stets als Gäste willkommen und der freundlichsten Aufnahme unter seinem Dache gewiß. Aber auch die höchsten Pflichten gegen seine Mitmenschen übte er mit Selbstverleugnung und Aufopferung; denn stets stand ihm das Wohl des Nächsten höher, als das seinige, und engherzige Selbstsucht war seiner edeln Seele fremd.

Was er insbesondere seiner Familie war, was er durch Erziehung, Lehre und Beispiel an seinen Kindern und vor allen an seinem einzigen Sohne gethan und gewirkt hat, sollte einer dankbaren Nachwelt unverloren bleiben. Wir haben versucht, seinen Verdiensten gerecht zu werden. Ob es uns gelungen ist, wird wesentlich von der Beantwortung der Fragen abhangen: Verdiente ein solcher Mann das Glück, Schillers Vater zu sein? Und wäre der gefeierte Stolz unserer Nation ohne diesen Vater wohl das geworden, was wir an ihm haben?

Anmerkungen.

[1]) Die Angaben über J. C. Schillers Theilnahme am siebenjährigen Kriege beruhen auf seiner Selbstbiographie, sind jedoch, da sich in dieselbe bei ihrer um viele Jahre späteren Abfassung manche Irrthümer eingeschlichen haben, nach Fielitz „Kritische Beiträge zu Schillers Jugendgeschichte" (in Gosche's Archiv für Literaturgeschichte IV, S. 224 ff.) und nach v. Stadlingers sehr zuverlässiger „Geschichte des Würtembergischen Kriegswesens" (Stuttgart 1856) berichtigt und ergänzt.

[2]) Bei den Musketieren erhielt ein Hauptmann 1. Klasse jährlich 540 fl., 2. Klasse 360 fl., bei den Grenadieren ein Hauptmann 1. Klasse 612 fl., 2. Klasse nach Verhältniß.

[3]) Vgl. v. Stadlinger a. a. O. S. 398 ff.

[4]) In „Schillers Beziehungen ꝛc. S. 21—43.

[5]) Mit einigen unwesentlichen Veränderungen aus Saupe „Schiller und sein väterliches Haus" S. 20 abgedruckt.

[6]) Die Citate halten sich, auch in der wunderlichen und inconsequenten Orthographie und Interpunction, streng an das Original.

[7]) In „Schillers Beziehungen ꝛc. S. 45—157.

[8]) Vgl. oben S. 67.

[9]) Mit Ausnahme eines am 16. Juni 1789 an Christophine gerichteten; vgl. Diezmann Weimar-Album S. 68.

[10]) Der „Aufsatz" (wie er im Briefwechsel gewöhnlich bezeichnet ist) wird unter dem Titel „Gedanken über die Baumzucht im Großen (anonym). Leipzig, Göschen 1793. 8°." in „Schillers Beziehungen," S. 19 Anm. 29 citirt. Dieser Druck scheint aus der Welt verschwunden zu sein, wenigstens waren alle meine Bemühungen, durch Bibliotheken oder die Verlagshandlung desselben habhaft zu werden, ohne Erfolg. Doch ist es mir aus verschiedenen Gründen höchst wahrscheinlich, daß die „Vorläufigen Gedanken über die Baumzucht im Großen zur Besetzung der Haupt- und Land-

straßen" (26 S.), welche in der Einleitung zu dem in Anm. 12 namhaft gemachten größeren Werke, wie der Verf. bemerkt, aus einem „vor einigen Jahren" erschienenen Einzeldruck reproducirt werden, mit dem Inhalte der fraglichen Broschüre identisch sind.

[11]) Das Manuscript gelangte erst im Mai 1794 zum Abschluß; es bildete den ersten Theil des in der folgenden Anmerkung angeführten Werkes.

[12]) „Die Baumzucht im Großen, aus zwanzigjährigen Erfahrungen im Kleinen, in Rücksicht auf ihre Behandlung, Kosten, Nutzen und Ertrag beurtheilt von J. C. Schiller, herzoglich Wirtembergischen Major und Inspector verschiedener Baumschulen im Wirtembergischen. Mit zwey Plans. Neustrelitz 1795, in der neu-privilegirten Hofbuchhandlung." 276 S. (Preis 2 fl.).

Ein zweiter Theil dieses auf der Weimarischen Bibliothek vorhandenen Werkes, welcher schon 1794 von dem Verf. in Angriff genommen war und die Beschreibung aller ihm bekannten Obst-Gattungen und Sorten enthalten sollte, scheint nicht zum Druck gelangt zu sein. Als der Buchdrucker Göpferdt in Jena 1802 im Auftrage Schillers (des Sohnes) die Fortsetzung des Werkes dem Buchhändler Albanus in Neustrelitz, Nachfolger des fallit gewordenen Verlegers vom 1. Theile, antrug, antwortete dieser, er danke dafür, er habe leider „von der lieben Baumzucht" noch 600 Exemplare vorräthig und sei noch lange nicht auf seine Kosten; das Buch habe von Anfang an kein Glück gemacht und es seien nach seinem Erscheinen viele gekommen, die es bald vergessen gemacht hätten (s. Goedeke „Geschäftsbriefe Schillers" S. 296. 7). Daß unter diesen Umständen schon 1806 eine neue Auflage des 1. Theils (bei Heyer in Gießen) herausgekommen wäre, wie in „Schillers Beziehungen" S. 19 Anm. 29 angegeben wird, ist durchaus unwahrscheinlich. Vielleicht hatte Heyer gewagt, was Albanus zurückgewiesen hatte; Gewißheit darüber habe ich nicht erlangen können, da mir weder durch die Gießener Verlagshandlung noch auf einem anderen Wege ein Exemplar des gedachten Werkes v. J. 1806 zugänglich geworden ist.

[13]) Nach „Schillers Beziehungen" S. 148.

Inhalt.

Druckfehlerverzeichniß.

S.	51.	4 Z.	v.	o	entschließe	statt:	entschliße.
„	53	7.	„	„ u.	an	„	fan.
„	„	2.	„	„ „	fruchtbaren	„	ruchtbaren.
„	„	„	„	„ „	dienen	„	dienten.
„	55	15.	„	„ o.	Eine	„	Ein.
„	56	9.	„	„ „	excitiren	„	exitiren.
„	83	13.	„	„ „	ohnehin fast	„	fast ohnehin.
„	103	4.	„	„ „	unüberlegten	„	überlegten.
„	107	11.	„	„ u.	Auctorität	„	Autorität.
„	114	5.	„	„ „	je	„	ja.
„	116	10.	„	„ „	Schuldnern	„	Schuldern.
„	117	1.	„	„ o.	daß es	„	es daß.
„	118	12.	„	„ „	brachte	„	bracht.
„	128	2.	„	„ „	Gunsten	„	Gusten.
„	131	10.	„	„ „	Familie	„	Familien.
„	150	1.	„	„ u.	seine	„	eine
„	154	13.	„	„ o.	umfangreichen	„	umreichen.
„	164	3.	„	„ „	das Herz des	„	des Herz das.
„	195	3.	„	„ u.	er lag	„	lag er.
„	199	13.	„	„ „	frühe	„	rühe.
„	„	1.	„	„ „	das	„	das daß.
„	206	8.	„	„ „	um zu verheißen	„	um verheißen.

In demselben Verlage erschienen:

Goethe

und das

Urbild seiner Suleika

(Marianne von Willemer).

Von

Emilie Kellner.

Eleg. broch. 3 Mk. In Orig.-Einband geb. 4 Mk.

Ein schätzenswerther Beitrag in der werthvollen Kette der Goethe-Literatur, gestattet er Einblicke in ein Freundschaftsverhältniß seltener Art, und wird manchem Goethe-Enthusiasten Unbekanntes und Unerwartetes bieten und interessante Aufklärungen (besonders über die Entstehung des „westöstlichen Divans") geben.

Berühmte Liebespaare.

Neue Folge

von

Fr. v. Hohenhausen.

Eleg. brosch. Preis 5 Mk. In kostbarem Original-Einband mit Goldschnitt geb. Preis 6 M. 50 Pf.

Keine sentimentale Apotheose von Liebesverirrungen giebt dieses interessante Buch, nur historische Portraits von berühmten Männern und Frauen in ihren Liebesverhältnissen. Die Verfasserin nimmt eine hervorragende Stelle in der kritischen und schönwissenschaftlichen Literatur ein. Sie schreibt stets in klarer, einfacher Sprache ohne alle Ueberschwänglichkeit, und regt eine Menge neuer Gedanken an. Für bessere Leihbibliotheken, Lesezirkel und als Geschenk unter Liebenden ist das Buch besonders empfehlenswerth.

Druck von Oswald Mutze in Leipzig.

Brosin, Oskar

Schiller's Vater ein Lebensbild

Leipzig 1879